

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 31

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Erich Grisar Lesebuch

Zusammengestellt und
mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



NYLANDS KLEINE WESTFÄLISCHE BIBLIOTHEK 31

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen
Literaturmuseum Haus Nottbeck und der
LWL-Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 31

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte
bibliografische Daten sind im Internet über
[<http://dnb.ddb.de>] abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne
Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen
Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des
Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag
© 2012 Nyland-Stiftung, Köln
ISBN: 978-3-89528-902-6
Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster
Druck: docupoint, Barleben
Printed in Germany

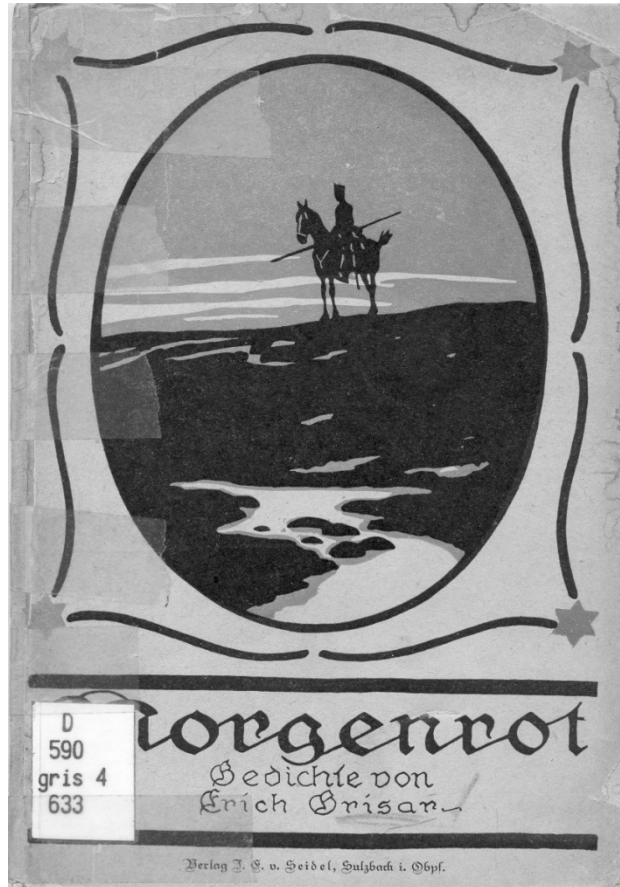
Inhalt

Aus <i>Morgenrot</i> (1920).	
Wandlung	9
Aus <i>Morgenruf</i> (1923)	
Großstadt	11
Die Fabrik	11
Vorstadtwohnung	12
Und doch	14
Aus <i>Das Herz der Erde hämmert</i> (1923)	
Das Herz der Erde hämmert	16
Der freie Tag	17
Wann?	18
Der Spuk im Kaffeehaus	19
Aus <i>Gesänge des Lebens</i> (1924)	
Die Fabrikuhr	21
Ich bewundere den Mann...	24
Ich bin, der Ansprüche stellt	25
Aus <i>Das atmende All</i> (1925)	
Leidenschaft	27
Ich hasse euch alle, ihr Menschen	27
Aus <i>Schreie in der Nacht</i> (1925)	
Schreie in der Nacht	31
Die Photographie	36
Das Gewehr	43
Aus <i>Gedichte vom Kampf mit Not und Tod</i> (1926)	
In der Fabrik	45
Großstadtmädchen	46
Aus <i>Heinrich Volkmann. Roman eines Arbeiters</i> (1926)	48
Rückkehr ins Leben (1926)	53
Aus <i>Bruder, die Sirenen schreien</i> (1931)	
Der Dichter	61
Städte an der Ruhr	63
Arbeitslose vor dem Fabriktor	64
Platzanweiserinnen im Kino	65

London	65
Ruhrstadt	67
Im Café	68
Guter Rat an dichtende Zeitgenossen	69
Aus <i>Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa</i> (1932)	
Bei den Salzkumpels von Wieliczka	71
Über mich selbst (1932)	81
Aus <i>Siebzehn Brückenbauer – ein Paar Schuh</i>	83
Aus <i>Monteuer Klinkhammer und andere Brückenbauergeschichten</i> (1943)	
Kittauge	88
Aus <i>Zwischen den Zeiten. Ausgewählte Gedichte</i> (1946)	
Auch Ruhrland ist Heimat	95
De Pütt	97
Im Lesesaal	98
Aus <i>Kindheit im Kohlenpott</i> (1946)	
Burgmunda	100
Leihhausgeschichten	103
Nebenverdienste	109
Dichteritis	114
Aus <i>Die Holtmeiers</i> (1946)	118
Aus <i>Der lachende Reinoldus</i> (1953)	
Biergeschichten	123
Man nehme...	124
Die Bowle	125
Technische Literatur	126
Der Literaturpreis	126
Der Phönizier	127
Nachwort	129
Text- und Bildnachweise /Archiv	152



Erich Grisar, Fotografie, um 1929.



Cover der ersten Gedichtsammlung Grisars.

Aus »Morgenrot« (1920)

Wandlung

Erst gestern kam ich von der Front, und heute
Führt mich der Weg, weil mich die Zeit nicht reute,
Hin zur Fabrik, wo einstmals ich geschaffen
Eh' ich mein Werkzeug gab für blanke Waffen. –
Bald braust und lärmt wie einst in meinen Ohren
Der Sang der Dynamo und der Motoren.
Doch, die ich sucht, die alten Kameraden
Fand ich nicht mehr, sie wurden all Soldaten.
Und, sagt man mir, schon der und jener fand
Ein stilles Grab in fernem Feindesland.
Ich sah im Geist die fröhlichen Gesellen
Die sonst, wenn wilder Lärm das Ohr macht gellen,
Einstimmten in den wilden, wirren Sang
Mit frischem Arbeitslied. Und jeder schwang
Den Hammer leichter noch und froher dann.
Heut sind sie alle fort und Mann für Mann,
Die kraftvoll sonst an den Maschinen standen
Liegen im Drahtverhau in fremden Landen.
Wo einst ihr Tagwerk war, an den Maschinen,
Nun schwache Mädchen stehn und sie bedienen. –

Heut an dem Schraubstock, wo das Eisen ich
Einst festgespannt hielt, um in frischem Strich
Die Feile dranzusetzen mit Geschick,
Steht ein Gefang'ner mit verbiss'nem Blick,
Den müßig gaffend er an mir verschwendet.
Und alles hat der lange Krieg gewendet.
Die Arbeit selbst, des Werkstücks Wechselform
Hat sich gewandelt. E i n e feste Norm
Beherrscht das Werk. Kanonen und Granaten. –

Nur Waffen noch für kämpfende Soldaten
Schafft man, wo einst, in fernen Friedenstagen
Ein jedes Werkstück, das man fortgetragen
Vom Leben sprach. Als f r i e d l i c h Werkstück fand
Es seinen Weg in fremder Herren Land.
Heut ists der Tod, der lüstern um sich schaut,
Entfremdend alles mir, was einst vertraut,
Bekannt mir war. – Das wilde Rattattatt
Der Luftdruckhämmer selbst, klingt übersatt
Dem Ohre hier im engbegrenzten Raum.
Dem gleichen Ohr, das vorn im Graben kaum
Den größten Lärm als störend noch empfing. –
Es ward schon dunkel, als ich endlich ging.
Da sah ich noch in lichtem Feuerbogen,
Von glühnder Niete Mal die Luft durchzogen.
D a s war wie einst. Und unverändert schlägt,
Was auch der Krieg vom Einst heruntersägt,
Der sprüh'nden Funken Spiel, das stets mich freute,
Die Brücke mir von jener Zeit zum Heute.

Aus »Morgenruf« (1923)

Großstadt

Zu Häusern wuchtet grauer Stein
Und Straße flieht zu Straße,
Einmündend Meer,
Menschötend Großstadt.
Farbloser Himmel schluckt beständig Rauch
Aus den Kaminen der Fabriken.
Aus allen Ecken grinst die Not.
Die Fenster springen
Vom Druck vergaster Atmosphäre.
Geschwüre wandern auf und ab,
Hochtragend Menschenfratzen,
Und alle Tore speien Geilheit.
Kirchtürme lenken irren Blick
Uhrfragend hoch zu Gott.
Verwirrter Geist
Formt Fluch
Und nur die Totenfratze lacht,
Sieht sie am Friedhof offene Gräber.

Die Fabrik

Hingeduckt wie ein Tier,
Das sein Opfer belauert,
Liegt die Fabrik
Und tatz mit Riesenfängen in den Himmel,
Den sie zerfetzt,
Um mit der Glut der Sterne
Ihre Öfen zu beflammen.
Die aber glotzen wie Augen der Hölle.

Und ein Maul hat das Untier,
Riesengroß.
Das frißt und schlingt
Dreimal im Tag:
Menschen,
Unersättlich Menschen
Und speit aus,
Dreimal im Tag:
Zermürbte Wesen...

Vorstadtwohnung

In mein Kammerfenster ragen
Hundert Schlote.
Unablässig stoßen die
Schweren, schwarzen Rauch
In meine enge Stube,
Der meine Lunge quält.
Die Wände zittern angsterfüllt
Vor dem Gestöhn des Riesentiers,
Das drüben auf der Lauer liegt
Und mich erschreckt in jeder Nacht,
Wenn es mit grellen Feuerfingern
Herübertastet in das Dunkel meiner Stube,
Und sein »Memento mori« an berußte Wände malt.
Dazwischen gellt der Dampfsirenen Schrei:
Herbei, herbei! Hier wächst euch Brot.
Ich möchte wild dagegenschrein:
Hinweg, hinweg: Hier wohnt der Tod!
Doch schreckgelähmt verberg ich mich in meinen Kissen.



Cover der zweiten Gedichtsammlung Grisars.

Und doch

Wir alle lieben dich,
Du stolzes Tier Fabrik;
Denn du bist Geist aus unserm Geist,
Und Blut aus unserm Blut
Hast du getrunken, um zu werden.
Nun aber bist du unsere Not geworden.
Wir sehn dich nirgends wachsen mehr
Wie ehemals,
Du aber trinkst noch immer unsre beste Kraft
Und unsern Schweiß,
Bis wir zusammenbrechen,
Und wandelst sie in Gold,
Das fremde Taschen füllt.
Wir aber stehn mit leeren Händen.
Verhungert halb und ausgemergelt
Lernt unser Herz, was unsre Hand erschuf
Verachten.

Und doch:
Wir sind noch immer stolz auf dich,
Du Werk, erbaut aus unserm Schweiß,
Und dir gehört noch immer unsre Liebe.
Du aber bist undankbar,
Blind,
Vergessen hast du das Geschlecht,
Das dich erschaffen hat
Und daß wir Kinder haben,
Die ins Helle streben
Und Sonne möchten,
Wo wir Staub und Qualm geschluckt.
Wenn ihnen unser Fleiß nur Glück bedeutet
Und die Erlösung von der Qual
Der Gegenwart,

Wir wollen gerne schaffen,
O, wie gerne,
Denn uns war Schaffen immer höchste Freude
Und Gottesdienst.

Aus »Das Herz der Erde hämmert« (1923)

Sinfonie der Arbeit

In den dumpfen Takt der niederfallenden Hämmer hinein fällt das Rattern der Nietmaschinen. Mit gewaltiger Last poltert ein riesiger Kran durch die Halle. Ein Surren. Die Last sinkt herab. Sanft auf die Erde. Kettengeklirr. Aus prasselndem Feuer ein Zischen, unterstrichen vom Baß der brummenden Presse. Bohrmaschinen jubeln und das Knarren schwerfälliger Sägen vereint sich mit den schwellenden Tönen zu gewaltiger Sinfonie, die in stolzen Fugen den Weg sucht zu Ohren schaffender Menschen, deren Stimme erstirbt in den brausenden, klagenden, jubelnden, singenden Tönen des vielstimmigen Instrumentes Fabrik, das regiert ist vom erhabendsten Meister: Arbeit!

Nun verebben die Töne. Ertrinken im Schweigen.

Irgendwo fiel ein Riemen von seiner Welle. Klatschend, wie wenn ein Notenblatt umschlägt. Menschen richten sich auf. Blicken zum Himmel, der vielfach gekreuzigt, fällt durch die Fenster und trinken sein Licht. Begierig. Stimmen des Staunens verschluckt das Riesengebäude oder wirft sie nachäffend zurück. Minutenlang Stille.

Ein Motor springt an mit seltsamem Heulen.

Hundert Augen verlieren den Glanz, der sie füllte, und saugen sich fest an Maschinen. Von draußen fährt wieder der Kran in die Halle mit gewaltiger Last. Die Erde tönt, den Raum füllt Brausen.

Eine Taktpause nur unterbrach das gewaltsame Tönen der Sinfonie. Voll klingen wieder ihre Akkorde.

Der freie Tag

Der Zug, der mich an meinen Arbeitsort bringen sollte, ist ohne mich davongefahren. Die Arbeit, die auf mich wartet, wartet vergebens. Ich sitze am Ufer des Mains zu früher Stunde und sende den Blick in die zitternde Flut des gemächlich dahinziehenden Stromes. Männer und Frauen, Burschen und Mädels eilen vorüber, die die Arbeit ruft. Sie weilen nicht. Verschwenden keinen unnützen Blick an die glänzende Flut, in der die Strahlen der frühen Sonne sich spiegeln. Sie sehen das jeden Morgen. Die Arbeit ruft.

Und die Arbeit ruft auch mich, doch ich folgte nicht. Einmal nicht im ewigen Einerlei erfüllter Pflichten. Heute! Manchmal trifft mich ein Blick. Wie ein Vorwurf. Und eine Stimme in mir fragt: Wer gab dir das Recht, hier zu sitzen am Werktag? Wer?

Die Antwort bleibe ich schuldig.

Der Strom der Eilenden verebbt. Nun will ich den Morgen genießen in behaglichem Nichtstun. Verspätete hasten noch eilig vorbei. Dann bin ich allein. Da beginnen vor mir am Kai zwei Männer Kies auf einen Wagen zu laden. Ruhig, voll Fleiß hantieren sie mit der Schaufel. Arbeit! Ich wende mich ab.

Ueber mir zwitschern Vögel, Ich blicke hinauf und entdecke ein altes Vogelpaar, das, hin- und herfliegend, ein Halbdutzend offener Schnäbel mit Nahrung stopft. Arbeit auch hier.

Nur ich, ohne sie. Ich gehe zur Stadt zurück. Auf der Mainbrücke betrachte ich lange den Schiffer Meuniers und beruhige mich beim Anblick des vollendeten Kunstwerkes. Da erfasse ich jäh die Haltung des Schiffers, der, zwischen zwei Arbeiten stehend, zur Arbeit mich ruft. Sehe den Künstler vor seinem Werk, das der Ausdruck ist seiner hohen Tätigkeit, erkenne, daß Leben und Arbeit eins sind und halte es nicht mehr aus auf der Straße.

Ich muß an meine Arbeit. Sie darf mich nicht länger vergebens erwarten. An Häusern komme ich vorbei, deren Fensterläden geschlossen sind. Reiche Leute sind die Bewohner, die noch schlafen oder verreist sind. Denn nur so ist das Sein ohne Arbeit erträglich: Im Schlaf oder fernab vom brausenden Leben der Arbeit ein Scheinleben führend, das durch Verschwendung der kostbarsten Güter, die der Fleiß der Schaffenden mühsam gesammelt hat, einen Inhalt findet, der uns anderen, denen Leben und Arbeit erhabene Gleichung geworden, Verbrechen dünkt. Schuld die freie Minute, die uns ausstößt aus dem Kreise der Brüder.

Ich renne zum Bahnhof in seltsamer Hast. Schenke den Auslagen der geöffneten Läden kaum einen Blick und erreiche den Zug, der mich, zu spät zwar, doch eiligst bringt an das Werk, das sich sehnte nach mir und ohne das ich nicht lebe. Denn Leben heißt Schaffen und Nichtstun ist Tod.

Wann?

Einmal werden die Millionen,
Die in Riesenmetskasernen,
Engen Höfen, niedren Kellern,
Hungernd, hustend, frierend wohnen,
Mühsam in Fabriken schaffen
Und in dunklen Schächten fronen,
In das Licht der Sonne treten
Und die schwißigen Fäuste heben,
Schwörend, fluchend: Tod den Drohnen,
Die von unserem Blute leben!

Und die engen Vorstadtstraßen
Hören, was sie nie gehört:
Frohe Lieder froher Menschen,
Und es werden Millionen

Grollend, schwellend vorwärtsbranden
Zu den stolzen Herrenhäusern
Und Palästen, die im Grünen
Nie Fabrikschlotrauch geschwärzt,
Daß die weißen Mauern zittern.
Und die hohlen, bleichen Wangen
Werden glänzen voller Freude
Daß sie diesen Tag gesehn,
Der die hohen Werkstattssäle,
Die mit Schrecken sie betreten,
Macht zu Gärten, drin das Leben keimt.
Und im wilden Braus der Räder
Klingen stolze Freiheitslieder,
Jeden macht die Arbeit froh,
Die er gestern widerwillig
Für den Fronherrn noch verrichtet.

Der Spuk im Kaffeehaus

Musik, Wärme, Parfümgeruch, endlos wirbelndes Stimmengewirr umfassen den ins Café Eintretenden, hinter dem die Türe sich weiter dreht: ständig bereit, Straßenpassanten ein- und Gäste herauszulassen.

Zarte, sanft sich wiegende Füßchen in kleinen Stöckelschuhen lugen unter Marmortischchen hervor: Neugierig, wie Augen unter geschminkten Brauen gunstlächelnder Frauen, deren weiche, in Korbsesseln ruhende Schenkel Seligkeit verheißen.

Im Licht elektrischer Lampen glänzen feiste Nacken liebebegehrender Männer. In Gläsern perlt Wein. Befrackte Ober pendeln durch den Raum. Auf zierlichen Tabletten dampfende Tassen. Gäste kommen und gehen. Kopfnicken, Gruß, Geld, Verbeugung.

Alles in Fluß. Wirkung und Gegenwirkung:

Große Zeche – tiefe Verbeugung.

Kleine Zeche – leichte Verbeugung. Immer höflich, auch gegen Bettler, deren einer langsam an den Tischen entlang geht. Einarmig, schweigend. Doch hohlwangiges Antlitz schreit lauter als Mund satter Menschen: Not!

Augen bitten Hilfe. Postkarten. Zettel erklärt: Krieg, verwundet; Elend, unterstrichen vom Ueberfluß der Umgebung.

Um lumpige Papiermark spannt sich eine Hand, die wächst' zur Riesenfaust und zerschlägt den Tisch, auf den sie niederfiel. Der nach oben zeigende Daumen stieß ein Loch in die Decke. Leere gähnt...

Der Einarmige ist längst fort, aber der Spuk bleibt. Er wandelt sich, aber er weicht nicht. Aus der Ecke hinter dem Ofen schiebt sich ein grinsender Totenschädel in den Raum. Der kaut knirschend an Marmortischen, Korbsesseln, Menschen und Banknoten herum mit allem Schmutz, der daran klebt. Vor dem Podium der Kapelle brandet der Spuk, dreht sich und verschwindet. Angstschweiß' auf allen Gesichtern. Irgendwo lallt eine Stimme: Kapellmeister, Musik.

Ein Operettenschlager kämpft sich durch die Stille. Von draußen fluten neue Gäste ins Lokal. Das Leben wird wieder wach. Wein, Mädchen, Parfüm, Schminke, Musik. Vergessen.

Aus »Gesänge des Lebens« (1924)

Die Fabrikuhr

Manchmal die Nächte:
Ich lese
Dampf hämmert mein Hirn.
Gedanken:
Die Menschheit!
Qual wird mir das Wort.
Ich stürze ans Fenster,
Den Himmel zu sehen,
Blaues Gewölbe,
Glänzende Sterne.
Da liegt die Fabrik.
Die hohen Säulen,
Durchbrochen vom Glühen der immer brennen-
den Lampen:

Geduckter Tiger,
Der meine Tage belauert,
Abends den Atem mir raubt,
In die Nächte hineinstürzt.
Immer dies Eine: Fabrik.
Fabrik.

Nur mühsam zwingt sich mein Blick
Empor an der ragenden Front dunkler Fassaden.

Ein Leuchten.
Der Mond?
Eine Uhr.
Die Uhr der Fabrik!
Wie sie glotzt,

Wie sie mich höhnt:
Lege dich schlafen,
Ich rufe dich gleich,
Dann mußt du frisch sein.

Nur rotes Blut mag ich trinken.
Hörst Du?
Schlafe.
Schlafe.
Du bist so bleich, deine Augen sind rot...
Klirrend schließt sich das Fenster.
Da wieder, die Uhr.
Durch die Gardine hindurch
Höhnt sie und grinst:
Gehe zu Bett.

Himmel, die Nächte sind kurz,
Und die Tage so lang,
Sie nehmen kein Ende.
Und das Leben entflieht,
Das Leben.

Gibt es das noch?
Bin ich nicht längst schon ein Toter,
Künstlich erweckt?
Hat man ein Rad mir gesetzt
Wo sonst mir das Herz schlug?

Aufgezogener Teil einer Maschine,
Ist das mein Dasein?
Maschine.
Doch hat sie Gedanken?
Denkt der Motor nach über den Sinn seines Seins!
Fühlt er, daß niemand ihn liebt?
O, er raste zum Himmel hinauf

Statt auf der Erde zu stehen,
Sich drehend in schütterndem Lauf.
Ich aber denke und tu es nicht,
Stehe im Werk und übe Verrichtung
Wie die Maschine.
Ist das der Wahnsinn?
Ich halte den Kopf in das Wasser.
O, wie das kühlt.
Wie das frisch macht.
Wie das Blut wieder pulst,
Rot und lebendig.
Ja doch, ich lebe.

Da heult die Sirene.
Vor dem Fenster hämmert der Schritt
Nahender Männer.
Trapp, trapp. Trapp, trapp.
Hunderte, tausend
Stumpfe Gesichter,
Zermürbt vom Werk,
Das niemanden froh macht.
Die Uhr nickt manchmal befriedigt.
Zum zweitenmal:
Die Sirene.
Hinüber. Ich komme zu spät.
Wie das Herz in mir schlägt,
Wie das Denken mir schwer fällt.
Heute nicht, nur heute nicht.
Hinüber. Hinüber.

Da schreitet mein Fuß schon über die Schwelle.
Hinter mir schließt sich das Tor.
Und ich weiß es nicht mehr, ob ich noch lebe.

Ich bewundere den Mann, der die Maschine erdachte,
Und den, der sie baute, bewundere ich
Und der mit ihr schafft.
Doch dem sie gehört, weil er mit Geld sie erkaufte
Und sie uns gab, zu schaffen mit ihr,
Ihn bewundere ich nicht.
Aber ich hasse ihn auch nicht,
Wie so viele tun, denn er ist dumm.
Er kennt nicht den Gang der Maschine,
Nicht ihre Seele und unsere Liebe zu ihr.
Nur ihre Wirkung sieht er: Gewinn!
Gewinn an Kraft, Gewinn an Zeit, Gewinn an Raum,
Und aller Gewinne Ballung: Geld.
Das scheffelt und häuft er und betrügt uns darum.
Und betrügt doch nur sich;
Denn er scheffelt für uns, die wir das Geld übernehmen
werden

Und die Maschinen
Und den Gewinn an Raum, Zeit und Kraft.

Nur die Dummheit der Eigner übernehmen wir nicht.
Wir lassen sie ihnen und jagen sie fort, in die Wüste.
Dort mögen sie lernen: Aus Sand Brot zu backen
Und Getränke zu brauen aus ihrem Unrat.
Wenn sie es können, sollen auch sie mit uns leben
Und ein Mal ihnen gesetzt werden, wie den Erfindern,
Die heute hungern, eines gesetzt wird;
Sie verdienen es dann um uns.
Aber ich glaube, wir lassen die Steine noch ungebrochen.

Ich bin, der Ansprüche stellt...

Ich bin, der Ansprüche stellt an das Leben, die
grenzenlos sind.

Die schönsten Frauen, der kostbarste Schmuck, Bildwerke,
die edelsten Gaben der Heroen des Geistes in den
kostbarsten Bänden für mich.

Für mich die elende Hütte des einsam hausenden Mönches
und die prunkvollste Villa des reichen Bankiers.

Alles, was die Welt bietet, für mich.

Ich will alle Leben ausleben in einem.

Das Leben des liebenden Mannes und das seiner

Geliebten;

Das des schüchternen Knaben ebensowohl, wie das Leben
des trotzigem Kriegers.

Ich will Heerführer sein in Kriegen, die die Welt unterjochen,
und will in Gefängnissen schmachten für die Sache
des Friedens und für die Gerechtigkeit.

Ich will mit der geballten Kraft ganzer Völker einen Erdteil
sprengen und mit derselben Kraft einen neuen errichten,
mitten im Ozean.

Nur für mich.

Ich will ihn allein bewohnen und ich will ihn bewohnen
mit allen andern.

Mit Freunden sowohl wie mit Feinden.

Meiner Frau will ich der treueste Gatte sein, wie ich der
lasterhafte Lebewohl sein will,

Denn alle Freuden und Tugenden wohnen in mir sowohl
wie alle Schmerzen und Laster.

Maßlose Ansprüche stelle ich noch an den Tod.

Wer im Leben so alle Wirklichkeit vergaß wie ich, der
hat auch das Recht, zu fordern, daß das Leben vergißt,
daß er Wirklichkeit war.

Und so will ich sterben:

Maßlos vergessen, niemand soll mehr an mich denken;

Denn ich brauche den endgültigen Tod des Vergessens,
um ein Maß zu finden für die Maßlosigkeit meines Lebens.
Und um sagen zu können: Das war mein Leben:
Eine lodernde Flamme, endlos den Himmel erhellend,
verlöschend.
Eine Weile noch hält der Boden die Wärme,
Der Wind weht die Asche hinweg
Und niemand mehr findet den Ort, wo sie brannte.

Aus »Das atmende All« (1925)

Leidenschaft

Aufflammt mein Herz,
Blutrot.
Brennende Lippen verdursten im All.
Gluthauch umzittert mein Auge.
Es trocknet das Hirn mir,
Verzerrt ist mein Antlitz
Und mein Mund schreit Liebe,
Liebe!

In mir schreit Gott,
In mir schreit Mensch,
In mir wogt Kampf.
Ringen,
Wollen,
Schwäche,
Gier umkrallt meine Seele,
Spielball des Fleisches wird sie.
Mensch wird Tier.

ICH HASSE EUCH ALLE IHR MENSCHEN,
Zerrissen habt ihr,
Zertreten im Staube
Die Seele in mir,
Die sich selbst schuf
Und sich offenbaren wollte
In meinen Gedanken.
Göttlich, gebend.
Seele, Liebe.
Ihr aber habt sie betrachtet

Mit unreinen Blicken,
Ihr saht sie als Ware,
Die feil ist,
Und habt sie geschmäht
Und verachtet,
Hingabe, Liebe,
Ware, Dirne.
Seht ihr den Abgrund?
Und warum ich euch hasse?
Doch ich trotze euch,
Zernichtet, mißhandelt,
Zerpflückt meine Seele,
Nie wird sie euer!
Ich halte sie
Und triumphiere
Gedanken, Gott, Seele,
Mein ist sie ganz,
Ewig und immer
Mein.



Abb. aus »Das atmende All«, von Georg Kretschmer.



Abb. aus »Das atmende All«, von Georg Kretschmer.

Aus »Schreie in der Nacht« (1925)

Schreie in der Nacht

Ich war über Land gewesen, hatte auf irgendeiner Station den Zug verpaßt und mußte nun zu Fuß heimwärts schreiten.

Zuvor hatte es geregnet. Noch war der Himmel bedeckt. Nirgends ein Licht. Dazu dieser endlose Weg, der die Beine ermüden machte in seinem Kot.

Im letzten Dorfe hatte ich Rast machen wollen, aber das Wirtshaus nicht gefunden. Nun trugen mich meine Füße fast nicht mehr.

Ich sank auf einen Stein am Wege. Ringsum Stille. Weder das ferne Heulen eines Hundes, noch das endlose Brausen einer Stadt erreichen mich. Nur dieses Dunkel umher, dieses Grau, das mich drückt.

Ich richte meinen Blick geradeaus ins Weite. Horche gespannt. Wohl eine Ewigkeit. Nichts. Da springt ein Gedanke mich an. Eine Möglichkeit:

Vielleicht sitzt drüben, hundert Schritt von mir, oder mehr, ebenfalls ein Mensch und horcht in die Stille. Ein Mensch, den es wie mich nach den Lauten des Lebens verlangt. Nach irgendeinem Zeichen, das ihm sagt, daß er nicht allein gelassen ist in dieser endlosen erdrückenden Einsamkeit.

Klarer wird dieses Denken. Und dann sehe ich ihn deutlich hocken. Irgendwo am Wegrande. Hocken wie mich, hocken wie mich. Sehe, daß ich selbst es bin, der da hockt, der da die Arme in die Nacht streckt. Den Menschen entgegen. Vor denen er floh, an deren Geschick teilzuhaben ihn drückte, und der nun leidet an seinem Einsamsein. Leidet, wie ich an meiner Verlassenheit leide.

Es zuckt mir in der Kehle. Es ballt sich ein Schrei in mir.
Ich schreie. Laut in die Nacht hinein.

Nein, ich schreie nicht. Ich will schreien. Aber ich höre
mich nicht. Vermag das Schweigen nicht zu durchbrechen,
das um mich her lastet.

Oder stockte mein Schrei vor dem Bilde, das ich erblickte?
Zerbrach dieser Schrei vor dem andern, der mich erreichte?
Irgendwoher. Weit aus der Ferne. Der mich zwingt, tiefer
hineinzuhorchen in diese Nacht, die nicht enden will. Wei-
ter zu sehen, als meine Augen den Blick tragen am Tage?
Und ich sehe, sehe mit sichtigem Blick einen Menschen,
der leidet an qualvoller Verstümmelung. Einen Menschen,
der in die Nacht hineinschreit, daß sie enden möge. Und
sie endet doch nicht. Nie wird sie enden, bis er stirbt. Bis er
stirbt. Er wird aber nie sterben. Nie, nie. In aller Ewigkeit
wird er leben und leiden an dieser Wunde, die der Krieg
ihm geschlagen. An dieser Wunde, der vielleicht ein Schuß
aus meinem Gewehr, blind in die Nacht gefeuert, Ursache
war.

Ohne Groll, ohne Haß, ohne das Wollen, jemandem wehe
zu tun. Nur so zu schießen in die Nacht hinein. Weil es
Krieg ist und ich Soldat. Weil ich nicht verantwortlich bin
für das Ziel. Weil ich tue, was alle tun. O, ich sehe genau,
daß ich es war, der diesen Menschen verletzte. Daß ich
blind war wie die Nacht, als ich auf ihn schoß. Als ich ihn
blind machte. Und daß ich starren muß in diese Nacht, die
ewig ist, und sehen muß, wie er leidet. Er, der mich nicht
sieht und mir flucht.

Ich höre den Schrei dieses Armen. Höre ihn gellen. Will
mich wenden von diesem Ort. Will fliehen. Und kann
nicht. Ich habe keine Füße mehr. Ich bin nur noch Rumpf.
Ich muß hier hocken, ewig. Und horchen. Horchen auf
die Schreie der Qual, die mich erreichen, immer zahlloser
werdend.

Und wieder ein Bild. Klarer fast wie das andere. Näher noch. Und doch: Fern, fern!

Der keuchende Schrei eines Mannes. Was will er von mir? Von mir in der Nacht. Ich höre ihn nicht. Ich sehe ihn nicht.

Was – will – er – von – mir? Dieses Gesicht, dieser qualvolle Ausdruck. Das habe ich gesehen. Das habe ich gesehen. Aber wann? Gestern oder vorgestern. Er ging neben mir her. Erzählte von seiner Qual, die endlos sei. Und daß er kein Bett habe zur Nacht. Und lungenkrank sei. Und hungrig. So deutlich sehe ich ihn. So deutlich sehe ich mich, wie ich eile, fortzukommen von ihm, um nicht helfen zu müssen. Und ihn nicht mitnehmen zu müssen in mein Bett. Ihm nicht geben zu müssen von meinem Brot, das mir zu wenig dünkte, zwei zu nähren, zu wenig fast für mich selbst. Und zuviel, es diesem zu geben. Diesem fremden Menschen, der mich nichts angeht. Den ich nicht kannte. Von dem ich nichts wußte. Bis zu jener Stunde, da er mich traf, da er sein Leid mir geklagt. Mich verantwortlich machte, wenn er im Freien bleiben mußte in dieser Nacht.

Er hat ein Obdach gefunden.

Er hat kein Obdach gefunden.

Er konnte keins finden, weil ich ihm keines gab. Weil ich ihn hinausstieß ins Dunkle. Das ihn nun drückt. In das hinein er nun hustet, in das hinein er nun stirbt.

Stirbt um meinerwillen.

Ein Mensch, den ich kenne.

Ein Mensch, den ich leiden sah, ohne zu helfen.

O, daß diese Nacht doch ein Ende nähme. Daß ich diesen Schrei nicht mehr höre. Er schweigt. Ein Röcheln, er starb. Unendlich lastet wieder das Schweigen auf mir. Wenn er doch schreien möchte. Schreien. Mich anklagen.

Anklagen mich. Er ist tot.

Er schreit nicht mehr.

Doch, doch er schreit. Lauter noch, lauter. Es schreit. Eines Weibes Schrei ist das. Wieder ist's still. Da, wieder der Schrei, gellender, lauter denn je.
Alle Wände der Nacht fangen ihn auf und werfen ihn mir zu. Mir diesen Schrei, diese Kette von Schreien eines gebärenden Weibes.
Was geht mich das Weib an? Es mag gebären. Mag schreien. Hinein in die Welt. Es soll den Menschen künden von seiner Tat. Soll einen Menschen gebären. Was kümmert das mich. Was kümmert das mich?
Da sehe ich das Weib. Geschüttelt von Wehen. Erkenne ein Antlitz, zu dem ich einst Liebe gesagt, Liebe!
Das ich mit Küssen bedeckt.
Und dann nie wieder sah.
Bis jetzt, da es leidet.
Durch wen? Durch mich?
Was habe ich getan? Was tausend andre tun. Warum verfolgt mich dann diese Nacht mit den Schreien des Leides, die keiner sonst hört. Oder habe ich nur die besseren Ohren?
Ich habe »Liebe« gesagt. Liebe!
Und Leid gebracht. Endlose Qual. – Wilder werden die Wehen des einsamen Weibes.
Wenn es jetzt stürbe. Stürbe.
Um meinerwillen.
Ich muß hin zu ihm. Muß ihm helfen.
Muß hin zu ihr.
Aber wo leidet sie jetzt? Wo?
Ganz gleich, ich muß eilen.
Muß helfen. Irgendwem.
Leid ist überall.
Schuld trage ich immer.
Da, wieder ein Schrei. Ein anderer. Eine kleine Stimme hat ihn geformt.
Doch er erreicht mich.

Ich sehe im Blute geboren:
Ein Kind.
Mein Kind!
Zu ihm will ich. Zu ihm will ich eilen. Es muß ich suchen.
Vergehe ein Leben darüber.
Mein Leben.
Eine Kette von Leid, auf die Erde getragen durch mich.
Freude soll sein. Durch mich.
Durch mein Kind.
Es muß leben. Durch mich.
Da erhellt sich der Himmel.
Ein Stern.
Zurück tritt das Dunkel. Ein Lichtschimmer glänzt. Die
große Stadt. Der einsame Ort, da ein Kind geboren ward.
Dem ich Vater sein will.
Das nicht leiden soll.
Weil ich schuldig bin.
Schuldig am Leiden der Menschheit.
Warum? Weil ich nicht einsam bin. Weil ich die Welt mit
andern bewohne.
Andern, die nicht so gut hören wie ich.
Andern, die nicht so gut sehen wie ich.
Andern, die nicht so schuldig sind wie ich.
Andern, die ärmer sind als ich.

Die Photographie

Ich hatte das Bild, das vor langen Jahren in einem Lazarett angefertigt wurde und mich zeigt, wie ich mit geschientem Fuß in der Stille eines weltfernen Städtchens auf den Frieden wartete, der all das Grauen und Verderben, dessen Male sich überall vordrängten, beenden sollte, schon lange wieder fortgelegt. Hatte die Kameraden betrachtet, die meine Leidensgenossen waren, an Briefe gedacht, die mir des einen oder anderen Tod mitteilten, die schneller denn ich geheilt, aufs neue in das Grauen geschickt wurden und mich schlafen gelegt. Ohne noch viel nachzudenken an das Schicksal all der andern, die da mit mir auf einer Stube gelegen, stöhnten in den langen Nächten, denen man wie mir das beruhigende Gift verweigert, nach dem wir schrieten, um Ruhe zu bekommen vor den wahnsinnigen Schmerzen, die es auszuhalten galt damals.

Was sollte ich groß daran denken? Junges blühendes Leben begegnet mir allerorten wieder auf den Straßen. Krüppel aus jener Zeit, die gar zu aufdringlich sich benehmen und unbedingt wollen, daß man sie in den Mittelpunkt der Zeit stellt, entfernt die Polizei. Wenn möglich, mit Schonung. Ruinen hat Deutschland nirgends aufzuweisen, die das Erinnern an jene Jahre des Grauens erleichtern.

Wozu also das alles?

Doch als ich dann einzuschlafen versuchte, auf meinem harten Lager mich wälzte und die bildlosen Wände hinaufstarrte, schien es mir, als ob da unter den zerrissenen Tapeten hervor Leben quölle. Wirkliches Leben, wie wir es damals geführt. Damals, o das ist lange her. Damals. Und heute? Die Gesichter auf jenem Bilde, das ich am Nachmittag im halben Erinnern ansah wie etwas Vergangenes, wurden deutlicher. Plastisch traten sie hervor und ich glaubte, die Sprache meiner Kameraden wieder zu hören.

O, es waren Spaßvögel unter ihnen, die das Leben nahmen

wie ein frohes Fest auf einem alten Schlosse, wo man im rauschenden Spiel wohl einmal in ein altes dunkles Turmzimmer gerät. Wo es auch einmal vorkommt, daß man in brüchigen Winkeln sich verletzt oder ein altes zahnloses Weib anstarrt, wo aber das Frohe bei weitem überwiegt. Wenn sie nicht gewesen wären, unerträglich hätte sich unser Leben gestaltet.

Oder nicht, du Alter, der du da mit den Stumpfen deiner gesunden Beine im Bette liegst?

Heute hockst du sicher an irgendeiner Straßenecke und läßt dir zerlumpte Papierfetzen in die alte Soldatenmütze werfen. Wenn du nicht schon tot bist.

Was sagst du, tot? Wie könnte er tot sein. Er hatte ja Kinder, die sein Leben fortführen. Er könnte ja die Welt mitnehmen in sein Grab. Er hatte doch noch Augen hell und blank, die der Welt Schönheit trinken konnten bis zum letzten Augenblick. Die Schönheit der Welt tönte es bedachtsam, wohlwogen Wort um Wort. Dann ein Schrei: Die Welt. O, es ist immer Nacht um mich. Nie mehr werde ich ihre Schönheit trinken. Was schweigst du Kamerad? He, du. Spreche doch, daß ich dich höre. Daß ich weiß, ich bin nicht allein. Gib doch Antwort. Kamerad! Wie damals sucht der Blinde unserer Stube auf der Bettdecke seinen Kameraden, bis er dessen Körper fühlt.

He du, gib doch Antwort. Bist du tot? Der sagt nichts. Wir andern fürchten uns, etwas zu sagen. Er hat seine Stimme verloren.

Nun richtet er sich hoch. Ein Krampf packt seine Kehle, er will sprechen, aber es geht nicht. Da zeigt er auf ein Bild neben seinem Bette. Zwei Blondköpfe sind darauf. Seine Kinder. Man sieht, wie er lacht. Wie seine Augen glänzen: Ich bin ja nicht tot. Ich bin ja nicht tot. Da seht meine Kinder. Wartet nur.

Auch sie werden Kinder kriegen. Ha und sie. Dann, dann wird eine Zeit sein, eine herrliche Zeit, so eine hat noch

keiner gesehen. Keiner hört ihr.

Da hat sich der bleiche Jüngling neben mir aufgerichtet. Starrt mich tief an, hört mich, wie ich den andern zurufe: Ja, du bist noch der Glückliche von uns. Du lebst, lebst. Auch wenn du tot sein wirst, lebst du. Du hast ja Kinder, die dich fortsetzen, dein Leben fortführen. Du wirst alt und bleibst jung.

Da fällt er, der sich hochgerichtet, zurück. Da schreit er auf. Mit einer halben Knabenstimme. Sie hat sich längst verändert seit damals. Damals schien es so, als ob sie sich wandeln wollte zur Männerstimme, aber sie wandelte sich bereits wieder zurück. Er war der Unglücklichste unter uns allen. Ihm hatte man beide Schenkel durchschossen und ein roter, blutiger Wulst war ihm dort geblieben, wo so mancher Mensch seinen Gott sich errichtet. Dort, wo die Quelle des Lebens ist, dort, wo der Wille der Weltverächter gebrochen wird, war er wund. Aber er lebte. Man rettete ihn hindurch. Zur Freude der Mutter, die an das Bett ihres Sohnes eilte, der kein Sohn mehr war, der zum Kind sich zurück verwandelte. Zum Kind, dem man Milch zu trinken gab und weißes Brot, das allstündlich trocken gelegt werden mußte und das sich nicht schämte, wenn ein Weib ihm bei der Notdurft half, dem er als Mann begegnet wäre, wenn ... Ja, wenn ...

Doch, so furchtbar man ihn auch zugerichtet, er lächelte immer. Begriff nicht sein Leiden.

Nun sah ich ihn wieder. Hörte ihn sprechen. So erzähl mir doch, wie dir's ging in all den Jahren. Furchtbar ist es, antwortete er. Furchtbar.

Grauen packt mich, als ich sein Gesicht sah und diese Stimme hörte. Diese Stimme eines Menschen, der erst sein Leid begreifen mußte, ehe der Schrecken über ihn kam. Ich dachte daran, wie oft ich mich in seine Lage zu setzen versucht und fast gewünscht hatte, »seine« Leiden zu haben in den Jahren der Erschütterung. In all den Jahren, da das

Wollen zum Weibe überstark mich anfiel und mich fortgedrängt von den Aufgaben des Tages.

Nun gellte mir dieses »Furchtbar« in den Ohren. Dabei sah er mich an aus so seltsamen Augen, daß ich mich abwenden wollte. Doch irgendetwas hielt mich. Ich starrte ihm ins Gesicht. Was muß dieser Mensch gelitten haben?

Erzähle, schrie ich jäh auf. Erzähle. Da öffnete sich der Mund dieses Menschen. Da schrillte diese Stimme mich an. Erzähle du. Erzähle doch du. Darum kam ich zu dir. Ich - habe nichts zu erzählen.

Doch, du mußt erzählen. Dir gehts am besten von all denen, die das Schicksal »damals« zusammenführte. Du bist gesund. Dein Leid sieht dir keiner an. Es hindert dich bei nichts. Erzähle mir vom Leben eines Gesunden.

O, ich habe nichts besonderes erlebt, nichts, was nicht tausend andere auch erlebten. Doch du, du, was mußt du gelitten haben. Er wehrte noch ab. Laß mich deine Kinder sehen.

Ich habe keine.

Du hast keine Kinder? fragte er bestürzt. Nein.

Dachtest du nie an die Worte, die »jener« »damals« sagte? Da dachte ich wieder an jenen, der seine Stimme verlor und an die Szene, wie er auf das Bild mit den beiden Blondköpfen wies.

Und dieser sich aufrichtete, sie anstarrte und schrie. Ich begriff ihn, aber ich sagte nichts.

Du hast keine Kinder? Tonlos und abgehackt klang mir seine Frage im Ohr. Ich nickte mit dem Kopfe.

Ja, wie lebst du denn? Denkst du nie an den Tod? Viel, viel. Alles, alles kam mir wieder in den Sinn. Wie mußte jenes Erlebnis auf ihn gewirkt haben? Wie mußte er sich an jenen Satz geklammert haben: Wer Kinder hat, stirbt nicht. Wie mußte es ihn erschüttert haben, als er erkennen mußte, daß man ihm den Lebensfaden abgeschnitten durch jenen Schuß.

Welches Leben mußte er geführt haben seitdem, wenn jener Gedanke, jenes Unausgesprochene noch jetzt sein Leben bestimmte?

Oder war er es nicht selbst, der da mit mir sprach, war es wirklich nur der tollgewordene Reigen meiner Gedanken? Was für ein Leben hast du geführt, halte es da wieder. Warst du glücklich? Warst du glücklich?

Wie kann glücklich sein ein Mensch, der weiß, wieviel Leid mit ihm die Erde bewohnt?

So weißt du wie ich leide?

Ich dachte es mir, daß dein Leben schwer sein müsse, daß aller Leben schwer sei, die damals unsere Schicksalsgenossen waren.

O, du weißt nicht, wie sie leiden. Du denkst an die Beinlosen, Verstümmelten. An die Blinden. Aber an uns hast du nicht gedacht. Du weißt nicht, wieviel wir sind. Weißt nicht, wie wir leiden. Wir.

Ich weiß nicht, ob ich darauf eine Antwort gab. Er aber fuhr gleich fort.

Du denkst, weil ich so durchs Leben gehe. Meine Arbeit habe und Geld verdiene soviel als ich brauche. Denkst ich sei geheilt wie du. Du, es gibt Dinge im Leben, Dinge, von denen wir erst wissen, wenn es zu spät ist. Du meinst die Frauen, dachte ich, sprach es aber nicht aus.

Doch er hatte es schon erraten. Ich meine die Frauen nicht. Ich meine den Tod.

Hast du oft an ihn gedacht?

So oft, als ein Toter an ihn denken kann.

Geh fort, du und ein Toter. Bist jung, hast zu leben. Es müssen ja nicht immer Frauen sein, die uns froh und glücklich machen.

Aber unglücklich machen sie uns. Ich wehrte ab. Was weißt du davon.

So gehörst du denn auch zu ihnen, die über alle Dinge hinweggehen mit einem Lächeln. Auch du weißt nicht, wie

wir leiden. Wir, denen eine Frau das Leben gegeben, wir, die wir von Frauen großgezogen wurden, deren Leben wir tranken, wir, die wir Frauen die Männer töteten, selbst Kinder noch, Kindern den Vater töteten. Wir, von Kindern fremder Frauen zerschossen, verstümmelt, müssen sterben, ohne den Lebensdurst stillen zu können, ohne unser Leben weitergeben zu können, wie es an uns weitergegeben ward. Wir, die wir nur mit heller Stimme, die niemand hört in der Welt, schreien können: Hört auf ihr Frauen zu gebären, hört auf, eure Kinder groß zu ziehen, so lange wir auf der Erde sind. Solange wir der lebendige Tod sind. Solange man uns nicht wissen läßt, daß man aufhört, danach zu trachten, unsere Zahl größer werden zu lassen, bis sie alle Männer erfaßt, bis die Menschheit aufhört, sich selbst in allen Gliedern zum Tode zu verurteilen. Denn zum Tode verurteilt ist die Menschheit, die in uns Helden sieht, die uns verehrt, uns, die wir getötet haben und vor lauter Fähigkeit zu töten, die Fähigkeit verloren, uns fortzusetzen in einem Kinde.

Du, es ist furchtbar. Denken und denken zu müssen an jene großen Zusammenhänge, und nicht nur dies Denken ist furchtbar. Furchtbarer sind die Begegnungen mit den Frauen. Oder denkst du, es lasse sich vermeiden, ihnen nahe zu kommen? Es reizte mich nicht, ihren Atem zu spüren, ihre Haut zu betasten, toll zu werden an ihnen, die nicht wissen, wie ich bin, wie man mich zugerichtet?

O, diese Scham, wenn man dann sich vergißt, wenn man zu sein glaubt wie alle anderen, wenn diese Täuschung der Sinne uns trifft, die uns Empfindungen gibt, als sei das verlorene Glied gar nicht fort. Als sei es noch wie vordem. Vordem. Wußte ich denn, wie dies »vordem« war?

Einmal umarmte ich eine Frau. Du, es war das Fürchterlichste, das ich je erlebt. Ich, der Krüppel, umarmte ein Weib. Wurde toll an ihr. Vergaß mich. Laß mich nicht zu Ende erzählen...

Wem man die Fähigkeit nahm, Kinder zu zeugen, oder auch nur durch sein Blut sich und eine Frau zu beglücken, der ist tot. Ist für die Welt nicht mehr. Ist nicht mehr Verbundener der Menschheit durch das Blut, der ist vom Stamme gebrochener Zweig in der Erde. Ohne Kraft Wurzeln zu schlagen, steht er in ihr, um zu verwelken.

Das alles wollte ich dir sagen. Dir, der du keine Kinder hast. Der du nicht zu ahnen vermagst, wie es mich nach diesem Leben brennt, das du ausgeschlagen.

Ausgeschlagen, um künden zu können von deinem und der andern Leid, rief ich ihm zu. Wirken zu können für das Glück der Menschen, die sich morden, die ermordet die Kraft nicht haben, anzuklagen.

Ein schwaches Lächeln der Hoffnung glaubte ich auf seinem Gesicht zu sehen, ehe er mich dann allein ließ.

Das Gewehr

Irgendwo in einer vergessenen Ecke steht ein Gewehr. Ein wenig rostig zwar vom langen Stehen, aber noch neu. Ungebraucht. Jeden Tag, wenn die Zeitung neuen Frevel kündigt, den erlebnishungrige Soldaten in der Hand des blut- und beutegierigen Militarismus vollbringen, zuckt es in meiner Hand. Ich möchte hunderttausend Gewehre wissen und ebensoviel Hände, die sie nehmen, um die Fremden aus dem Lande zu jagen. Eine Kugel ihnen allen durch den Kopf, die Heim und Herd unserer Brüder zu zerstören kamen. Stärker und stärker wird dies Gefühl in mir, daß ich mich nicht mehr vor ihm retten kann. Ich renne fort und hole das vergessene Gewehr.

Lieblose es wie eine liebe, langvergessene Braut. Putze es, bis es blitzblank ist.

Da geht ein Ruck durch meinen jungen Körper. Wie ein Kommando. Stillgestanden.

Freilich, das Bein, das man mir in Flandern zerschossen, will nicht mehr so recht. Aber was macht das in dieser Stunde? Ob wohl der Griff noch klappt, denkt es in mir.

Ob – wohl – der – Griff – noch – klappt –?

1,2,3 und 4. Er klappt. Im Nu bin ich wieder im eifrigsten Üben und sehe im Geist den Unteroffizier, der ihn mir beigebracht. Sehe keuchende, kranke, fluchende Soldaten, die Tage, Wochen, Monate, jahrelang denselben Griff übten.

Übten und übten. Und plötzlich kommt mir die ganze Lächerlichkeit meiner Lage zum Bewußtsein. Der ganze militärische Unsinn, dessen einziger Sinn war, seinen Opfern das Denken abzugewöhnen. Das Denken daran, daß sie Menschen sind mit einem Bewußtseinszentrum, das unabhängig von dem Willen der Außenwelt eine Einstellung zu den Dingen zu gewinnen vermag. Aber einmal, da dachten wir wieder. Und sehen die zehn Millionen Men-

schen, die ein Gewehr in der Hand hielten, blitzblank wie dieses hier, oder die an einer Kanone standen, als ein Schuß aus einem Gewehr, wie das meine, oder einer brüllenden Kanone ihrem Leben ein Ende machte. »Grüß mein Kind ... Kein Vater mehr«. »Grüße die Mutter, ihr Sohn ist tot!« Und wir dachten an die Millionen, Kinder noch, die darauf warteten, uns in unseren Lehmlöchern abzulösen, wenn wir uns blutend im Grabe streckten.

Da kotzten wir auf den Krieg. Warfen die Gewehre fort und brachen auf. Der Heimat zu. Gingen wieder an unsere Arbeit. Mochte doch schießen, wer Lust hat. Die Offiziere glotzten uns dumm an. Dann gingen sie mit und aus manchem ist ein tüchtiger Kerl geworden, der arbeiten lernte, statt kommandieren. Und nun?

Nun blitzt mich dieses verdammte Gewehr, das irgend ein Heimkehrer, der keine Lust mehr hatte, es weiter zu schleppen, stehen ließ, so blödsinnig an, daß ich selbst ganz blödsinnige Gedanken kriege wie: Ob wohl der Griff noch klappt? Zum Donnerwetter, nein! Er soll nicht mehr klappen. Der deutsche Unteroffizier ist tot, soll tot sein! Niemand soll mehr Freude daran finden, Menschen zu Maschinen zu machen, die nicht weiter denken, als daß man die Hand erst dann vom Schlosse nehmen darf, wenn auf ein langgezogenes »H-ä-n-d-e« ein kurzes »weg« gefolgt ist.

Aber die Franzosen, die auf deutschem Boden stehen! Mögen sie Griffe kloppen, bis sie Gehirnerschütterung kriegen. Auch sie haben Frau und Kinder und keinen Grund, erst durch die Hölle zu gehen, ehe sie zurück zu ihnen kommen.

Wir machen nicht mehr mit.

Den Mörder straft die Weltgeschichte.

Und ich nehme das blitzblanke funkelnde Gewehr, das mir eben noch den Weg zur Freiheit bahnen sollte, fasse es am Lauf und zerschmettere es am Boden.

Aus »Gedichte vom Kampf mit
Not und Tod« (1926)

In der Fabrik.

Rastlos rasen die Maschinen,
Rad und Riemen knarrt und saust.
Geld verdienen, Geld verdienen
Heißt das Lied, das mich umbraust.

Die Maschinen, wie Titanen
Steh'n sie da im Feuerschein,
Um uns immerzu zu mahnen,
Daß wir großen Menschen: klein. –

Menschengeist in heil'gem Streben
Müht sich ab und sinnt und sinnt,
Wie er immer neues Leben
Aus dem toten Erz gewinnt.

Aber wenn das Werk erschaffen,
Das der kühne Mensch erdacht,
Macht es ihn zu seinem Sklaven
Und entringt sich seiner Macht.

Es entsteht ein ständig Ringen
Um die Macht. Wer unterliegt?
Eines will das and're zwingen
Und der Mensch nicht immer siegt.

Täglich wird hinweggetragen
Einer, der den Kampf verlor,
Den der Mensch in seinem Jagen
Nach dem Glück heraufbeschwor.

Neue Menschen kommen – gehen.
Steter Wechsel treibt sie fort.
Einzig die Maschinen stehen
Ohne Ruh' am gleichen Ort.

Großstadtmädchen.

Nach Herrenart das Haar geschnitten,
À LA GARÇONNE den Nacken ausrasiert,
Ein Lachen auf gefärbten Lippen,
Wie es der Gleichmut nur gebiert;

So wirst du sie in Warenhäusern
Seh'n Tag für Tag mit bleichem Angesicht,
Wo sie an grauen Ladentischen
Am kargen Unterhalt erfüllen ihre Pflicht.

Und ist nur selten unter ihnen
Eine, die, wenn der Läden Tor sich schließt,
Der Sonne letzte gold'ne Strahlen
Drauß' irgendwo in Wald und Feld genießt.

Die andern all' gar bald verschwinden
In Kaffeehäusern, um in Tabakrauch
Des Tages Mühen zu vergessen
Und, die sie stets betrog, die Jugend auch.

Und später dann, wenn der Laternen
Fahlgelbes Licht die Finsternis durchdringt,
Siehst du sie geh'n mit irgend einem,
Der sie um süßen Lohn nach Hause bringt.

In gleichem Tun entschwindet ihnen
So Tag um Tag ein Stück vom Jugendland,
Bis sie, an Leib und Seele krankend,
Das Schicksal in das Joch der Ehe spannt.

Aus »Heinrich Volkmann.
Roman eines Arbeiters« (1926)

An einem schönen Frühlingstage fuhr er heim in den Kohlenpott. Die Schloten der Werke und Zechen dampften. In den Zechentürmen drehten sich die Räder. Bergleute mit ihren Kaffeeflaschen gingen auf allen Wegen. Die Bauern zogen ihren Pflug durch die Äcker. Sie alle trugen feldgraue Röcke und Hosen. Aber es war Friede.

Heinrich atmete auf, als er nach so langer Zeit die Heimat wieder vor sich auftauchen sah. Ja, es war gut, daß jetzt Friede war. Nicht zu ertragen wäre die Last, sollten jetzt die Geschütze wieder beginnen mit ihrem zerstörenden Lärm. Er dachte zurück. Sekundenlang verwandelte sich die Landschaft, die das erste Grün gegen den Himmel trieb, in die unübersehbaren, verschlammten Trichterfelder Flanderns. Er schloß die Augen. Rattatatt, rattatatt, donnerte der Zug. Doch mächtiger nur wurde die Vision vergangener Tage in ihm.

Nein, schrie er laut, daß die Mitfahrenden ihn erstaunt ansahen.

Es ist besser so. Besser für uns alle.

Er stieg aus. Soldaten mit roten Binden nahmen ihm seine Ausweise ab. Durchsuchten sein Gepäck nach Lebensmitteln. Er hatte nichts als ein großes Brot mitgebracht. Das ließ man ihm.

Du hast es ja schön lange ausgehalten, dahinten in Bayern, empfing ihn die Mutter. Na, hier war ja auch nichts los als Radau und Klamauk. Vor einigen Tagen war mal wieder was gefällig. Man gut, daß sie die Sicherheitswehr jetzt abgesetzt haben. Die hätte uns noch arm geklaut.

Na, wird so schlimm nicht gewesen sein.

Dann erzählte Heinrich, wie es ihm in den letzten Monaten ergangen. Was war da zu erzählen? Er hatte jenseits der

Welt in einem Dorfe gelebt, wo trotz Krieg und Revolution alles seinen Weg ging.

Hier jedoch hatte das neue Leben gepulst. Hier war der Donner der Befreiung erklungen. Fast bereute er es, daß er nicht schon früher heimgekommen.

Der Vater kam von der Arbeit.

Ist dumm, daß du jetzt erst kommst, sagte er. Mit den schönen Stellen ist es nun vorbei. Zehntausende laufen herum und haben keine Arbeit.

Na, ich werde schon welche kriegen.

Doch der Vater behielt recht. Alles war besetzt. Heinrich ging zu seiner alten Firma, von der er ein glänzendes Zeugnis bekommen, als er eingezogen worden.

Der Meister machte Ausflüchte.

Sie wissen ja, es sind zu viele zurückgekommen. Die vierzehn schon bei uns waren, mußten wir alle wieder aufnehmen und die andern durften wir nicht entlassen. Und dann keine Arbeit für die vielen Leute.

Guten Tag, sagte Heinrich.

Guten Tag, antwortete der Meister. Kommen sie doch später mal wieder vorbei.

Er ging zu seiner Lehrbude. Kulicke kam zum Portier.

Tag Heinrich. Schön, daß du uns mal besuchst. Na, wie geht's?

Es geht, wie's geht.

Hast dich tüchtig rausgemacht.

Ja, ja, sagte Heinrich und wußte nicht, wie er das Gespräch auf das richtige Gleis schieben könnte.

Ja, wir könnten wohl einen Vorzeichner gebrauchen, meinte Kulicke dann. Aber du warst ja nun solange aus dem Beruf heraus, da weiß ich nicht, ob ich es verantworten kann, dich einzustellen. Wenn du erst mal als Schlosser bei uns anfangen willst. Später könnte man ja sehen.

Heinrich dankte.

Er wollte auf diesem Werk, das er einmal mit so großen Hoffnungen verlassen, keine Stelle einnehmen, die geringer eingeschätzt wurde, als die, auf die er Anspruch erhob. Das litt sein Stolz nicht.

Doch es war wirklich nicht leicht, jetzt noch Arbeit in seinem Beruf zu bekommen.

Ich hätte doch annehmen sollen, sagte er sich nach einigen weiteren vergeblichen Versuchen.

Der Vater wurde jeden Tag brummiger. Große Blagen, knurrte er. Keine Lust zu arbeiten. Faulenzer großgezogen. Und so weiter.

Laß ihn knurren, sagte die Mutter. Vorläufig verhungern wir noch nicht. Morgen kannst du mitgehen auf Hamsterfahrt.

Heinrich sah vor sich hin. Vielleicht hatte er nicht mal verstanden, was die Mutter sagte.

Gereizt fuhr sie fort. Zieh man das Maul nicht so, wenn du mal ein paar Kartoffelsäcke schleppen sollst. Ich bin ein altes Weib und hab den ganzen Krieg hindurch jede Kartoffel, die hier gegessen wurde, auf dem Buckel herangeschleppt.

Ich hab doch kein Wort gesagt.

Na also.

Am nächsten Morgen vor fünf Uhr fuhren die beiden los. Der Zug war überfüllt. Männer, Frauen und Kinder drängten sich in den Abteilen.

Der Zug hielt. Einige stiegen aus. Die Zurückgebliebenen kamen ins Gespräch. Die sollten man lieber eine Station weiter gefahren sein, meinte eine Frau. Hier ist doch ganz gewiß nichts mehr zu erben. So eklig wie die Bauern hier sind.

Die werden auch überlaufen, warf ein Mann dazwischen. In Lüdinghausen ist auch bald nichts mehr los, sagte ein anderer.

Hinten in Tecklenburg soll eine gute Ecke sein. Da hat eine Frau neulich 50 Pfund Kartoffeln auf einmal gekriegt. Und die Butter, die da erst weggeholt wird. In Warendorf muß man sich in acht nehmen. Da ist so'n ekliger Gendarm. Neulich hat er einer Frau über 20 Eier weggenommen und zwei Pfund Butter. Wer so dumm ist und läßt sich was wegnehmen. Ich hab mir jetzt lauter große Taschen auf den Unterrock genäht. Da geht allerhand rein und wenn man vorsichtig ist, merkt kein Deubel was. Wieder hielt der Zug. Wir sind da, sagte die Mutter. Hunderte stiegen mit ihnen aus. Die beiden Schaffner hatten Mühe, jedem die Fahrkarte abzunehmen und zu kontrollieren. Gar manche Bahnsteigkarte wurde ihnen in die Hand gedrückt, ohne daß sie jemanden anzuhalten vermochten; denn die hinteren drängten mit solcher Wucht nach, daß die Sperre umzufallen drohte. Einige setzten auch ohne Fahrkarte über den Zaun. Ohne sich irgendwo aufzuhalten, strebten Heinrich und seine Mutter vorwärts. So kamen sie den andern um ein Beträchtliches zuvor. Erst als sie schon eine Stunde gewandert waren, verließ Heinrichs Mutter die Landstraße und betrat die offene Diele eines Bauernhofes. Heinrich wartete am Wege. Ein verwitterter Christuskopf blickte von seinem Kreuze müde auf ihn herab. Mich dürstet, sagte seine Gebärde. Auch Heinrich verspürte Durst. Da trat die Mutter schon wieder aus dem Hause heraus. Einige Eier und ein dickes Stück Schwarzbrot hatte sie bekommen. Weiter marschierten die beiden. Gib mal die Schuhe heraus, sagte die Mutter dann. Ich hab sie einer Bauersfrau versprochen, die gibt mir Speck dafür.

Heinrich öffnete den Sack, den er trug und gab der Mutter die Schuhe.

Sie verschwand mit ihnen in einem kleinen Kotten. Als sie zurückkam, strahlte sie. Ueber ein Pfund Speck und auch noch Butter hatte sie bekommen.

So, nun können wir uns bald um Kartoffeln kümmern. Sonst kriegen wir nicht genug beisammen.

Quer über ein Stoppelfeld gingen sie. An einem Walde vorbei. Durch eine Wiese.

Die Sonne brannte warm. Die Äcker dampften. Da und dort kam schon ein Bauer mit seinem Pflug heraus und brach den Boden.

Die Mutter grüßte jeden. [...]

Rückkehr ins Leben (1926)

Ein Mensch, der keine Freunde hatte, die ihm den müden Gang der Stunden zu einem Tanz der Freude hätten wandeln können, dem in seiner Uebersättigung alle Freuden öde und schal erschienen, der selbst den wunderweichen Leib lockender Frauen verfluchte, weil frühe Enttäuschungen ihm den Weg zu ihrer Süße verschlossen hielten, saß müde und von den Qualen aufbäumenden Fleisches verzerrt in seiner Stube.

Er blickte auf die Straße hinunter. Sah Wagen und Menschen vorüberhasten. Den einen in sein Geschäft, das er morgen mit großen Verlusten würde aufgeben müssen, den andern zur Arbeit, deren Früchte ein Fremder erntete. Junge Männer sah er zu ihren Geliebten eilen, die sie eben jetzt mit einem andern betrogen. Er sah einen Bettler an der Straßenecke stehen. Hundertmal wurde er übergangen, ehe einer, der sich glücklich wähnte, ihm ein Kupferstück in den Hut warf. Erst zwanzig solcher Gaben ermöglichten es dem Alten, sich auf der Pritsche eines Asyls für den morgigen Tag auszuruhen.

Mädchen sah er, die mehr als ein Dutzend Vorübergehende ansprachen, ehe einer Lust zeigte, mitzugehen, und Männer, die die Ehe scheuten, weil sie fürchteten, für eine Frau und deren Kinder aufkommen zu müssen, die einer Dirne für einen Augenblick zweifelhaften Vergnügens den halben Lohn einer Arbeitswoche in den kranken Schoß warfen. Andere wieder, die mit der fluchwürdigsten Krankheit behaftet waren, schienen zu nichts anderem auf der Welt zu sein, als diese auf möglichst viele Mitmenschen zu übertragen.

Schutzmänner standen da, die tagaus tagein eine äußere Ordnung in dieses Chaos zu bringen versuchten, die darauf achteten, daß jeder auf der rechten Seite der Straße seinem

Unglück entgegening und niemals unter den Rädern eines Wagens ein Leben endete, das längst kein Leben mehr war. Was all diese Menschen noch auf den Beinen hielt. Warum sie lachten, wenn sie über die Straße gingen? Warum sie solche Eile zeigten, um zu ihrem Unglück, ihrem Verlust, ihrer Krankheit zu kommen?

Er begriff es nicht.

Müde blickte er in das Feuer seines Kamins. Sah die glühenden Holzscheite in der Flamme hochspringen. Sah wie sie zergingen und im Zergehen noch ihren Saft verschäumten, alles im Laufe eines langen Lebens gesammelte Licht ausstrahlen, spürte ihre Wärme, und wie die stets verhaltene Daseinsfreude, verlöschend fast, in hellem Knistern sich mitteilte, wußte er: Auflösung, das ist der einzige Genuß, den das Leben uns nicht vorenthalten kann. Sich selbst überstrahlen, in das eigene Ende hinübergelühen!

Sein Entschluß stand fest. Ein Ende wollte er machen. In einer an Wahnsinn grenzenden Gier wollte er einmal noch alle Möglichkeiten seiner körperlichen Begrenztheit auskosten und dann wie in einem Traum, in überwirklicher Sättigung vergehen.

Wenn er die andern nicht hindern konnte, die gleiche Luft mit ihm zu atmen, ihre Stunden nach dem gleichen Stand der Gestirne zu messen wie er, so wollte er selbst ein Ende machen. Noch lag es in seiner Hand, noch war seine Zeit nicht um, noch konnte er seinem Leben ein Ende geben, dem das Ende der andern nicht vergleichbar sein würde.

Wie der stolzeste der Römer, deren Heroismus noch in diese trübe Gegenwart hinüberschien, wollte er vergehen. Nicht erhängen wollte er sich, nicht in halber Unbewußtheit den Schädel, der ihn so oft schmerzt, wenn das wüste Treiben der andern ihn störte, zerschießen, wie mancher es tat. Nein, aus voller Wachheit wollte er hinübergehen. Mit durchschnittenen Adern in der wohligen Wärme eines Bades sich dehnen. Das Wasser langsam sich färben sehen

und dann ermattet schon, aber nicht müde, die Augen schließen, wie beim Anhören edler Musik, und wissen, daß er nie wieder aufwachen würde, um die Misere, die er verließ, wiederzusehen. Wenn etwas ihn abhielt, diesem Schwelgen in dem Vorgefühl der Lust, die sein selbstgewolltes Sterben ihm bereiten sollte, gleich jetzt die Tat folgen zu lassen, so war es einzig und allein der Gedanke an das, was nachher werden würde.

Nicht, daß er gefürchtet hätte, dem Kindergotte Rede stehen zu müssen über das, was er in dieser Welt getan und das, was er nicht getan hatte. Nicht, daß er glaubte, seine in Zweifeln an den Sinn des Daseins zerrissene Seele würde im Reiche der dunklen Mächte, die jenseits unseres Wollens stehen, nach einer neuen Form sich sehnen, in neuer Gestalt den Tanz um die Flamme des Daseins wieder aufzunehmen trachten.

Dazu war er zu sehr Freigeist. An das andere dachte er, an das rein Körperliche. An die Nachbarn dachte er, die vom Geruch der Verwesung angelockt, mit brutalen Händen die Tür seiner Stube einschlagen würden, um nach ihm zu sehen. Die die Stille, die um ihn sein würde, zerreißen würden und ohne Scheu vor seinem verwesenden Fleisch und dem wimmelnden Wurmzeug darin, in seinen Taschen herumwühlen und seinen Besitz sich aneignen würden. Sein Geld konnten sie nehmen, aber denken zu müssen, daß irgend ein gleichgültiger Mensch sich den Gaffern der Straße in seinen Kleidern zeigen würde, war unerträglich für ihn.

Und es würde so kommen. Irgend ein Hergelaufener, der jetzt mit blödem Grinsen ihm nachgaffte, wenn er das Haus verließ, würde die Kleider tragen, die die Erwartungen seines Leibes den durstenden Blicken geiler Dirnen entzogen, die die Wohlgeformtheit seiner Glieder hervorgehoben und sein Ansehen vor den Menschen getragen und gehoben hatten. Denn was ist der Mensch ohne

seine Kleider und was in den Kleidern eines andern? Ein nacktes Wesen, dem niemand seine Liebe, ein jeder aber sein Mitleid schenkt. Ein Wicht ohne Ehre, den jeder verachtet, nach dessen Können und Vermögen niemand fragt. Er wußte wohl, daß erst unsere Kleider uns zu dem machen, was wir vor den Menschen, vielleicht sogar vor uns selber sind.

Schon darum durften sie, die sein persönlichster Ausdruck gewesen, nicht die widerliche Ungestalt eines andern verhüllen. Aber sollte er die lächerliche Rolle, die man ihn zu spielen zwang, weiterspielen, um der Kulissen willen, die ihn umgaben. Unsinn. Wozu brannte das Feuer in seinem Kamin? Dahinein wollte er all das werfen, was er vor dem plumpen Zugriff verhaßter Mitmenschen bewahren wollte. Das andere konnte ja dem bleiben, der sich die Mühe machte, seinen Kadaver auf den Anger zu fahren und verscharren zu lassen.

Er ließ alle Lampen seiner Wohnung aufstrahlen, gab frisches Holz in das Feuer und bereitete das Bad, mit dem er sein Leben zu beschließen gedachte. Dann nahm er seine besten Kleider aus dem Schrank und zerfetzte sie. Die Fetzen warf er Stück für Stück in das Feuer. Sah gespannt zu, wie der Stoff zu schwelen begann, wie helle Stichflammen sich einen Weg aus dem dichter und dichter werden Qualm suchten, bis dieser sie erstickte. Sah zu, wie müdes, aber nichtsdestowenger gefräßiges Glimmen die begonnene Zerstörung fortsetzte und dachte: Genau so ist das Leben. Helle Flammen zunächst, die alles zu erwärmen und verändern trachten, dann Unterdrückung durch die eigene überschüssige Kraft. Vegetierende Glut unter der Asche. Und so, wie jetzt, da er einen Stock nahm und das Feuer lockerte, die Glut emporschoß, hell auflohte und zurückschla-

gend nichts als einen Haufen zerfallender Asche zurückließ, genau so würde das Ende sein.

Bald gefiel ihm das stickige Schwelen der Stoffe nicht mehr und er sah sich um nach Dingen, die heller brannten, die schöner auflohten, die zu verbrennen größeres Opfer erforderte.

Er nahm einige Gemälde von der Wand, drückte sie aus dem Rahmen und warf sie ins Feuer. Langsam verschwammen die Konturen der Bilder. Die von Künstlerhand aufgetragene Farbe schmolz wie Eis vor der Sonne und tropfte in die zischende Glut. Mit wachsender Erregung sah er seiner eigenen Vernichtungsraserei zu. Mit eigenen Händen hätte er jetzt die ganze Stadt anzünden mögen. Aber was würde das nützen? Man würde sie genau so fehlerhaft und eng wieder aufbauen und sinnlos wie jetzt würden die Menschen ihrem Unglück nachjagen. Lächerlichkeiten anbeten und Unwürdiges verachten. Fort damit. Er hob eine kostbare geschnitzte Truhe aus der Ecke seines Zimmers. Wie lange hatte er sie nicht mehr geöffnet. Er wußte, Bücher lagen darin. Briefe aus seiner Jugend und sogar Gedichte, die er selbst geschrieben. Keine Wehmut erfüllte ihn. Krach, brach er den Deckel los, zertrat ihn und warf ihn in das Feuer.

Ein pausbäckiges Kindergesicht blickte ihn an. Eine lachende Frau. Und dort, gerade da, wo der Deckel gespalten war, hob sich der Arm eines Mannes. Eine ganze Familie hatte der längst verstorbene Handwerker, der diese Truhe gefertigt, in ihren Deckel geschnitzt. Sein ganzes Glück. Lange mußte er auf diese Schnitzerei sehen, die nicht zergehen wollte, die noch als zerfallender Aschenrest Form hielt und ihn vorwurfsvoll ansah. Mit welchem Rechte vernichtest du das Werk eines andern, erstand ein Gedanke in ihm.

Warum warst du glücklicher als ich toter Zimmermann, frag er zurück, und er sah immer noch das Gesicht des

lachenden Kindes. Da hast du dein Glück, schrie er dann in das Feuer und stieß mit dem Fuß in die Glut, daß das Bild zerfiel.

Groß und verheerend packte ihn dann von neuem die Raserei der Vernichtung, die vielleicht nur Flucht war vor dem Gedanken, nicht ganz recht zu haben vor sich und den Dingen. Einen Stoß alter Briefe warf er unbesehen ins Feuer, daß der Staub dunkel emporstob. Dann kamen ihm Bücher in die zitternden Hände. Trockene Wissenschaft waren sie ihm, der nach Leben verlangte. Ein ganzes Paket warf er zugleich in die Glut. Erst als er sah, daß die Flammen vergeblich das Bündel beleckten, machte er sich die Mühe, die Verschnürung zu lösen und die Bücher einzeln ins Feuer zu werfen. Aber auch so griff sie das Feuer nicht an und er mußte sie einzeln wieder herausnehmen und Blatt für Blatt aus dem Einband reißen. War es ein Wunder, daß er halb in der Erwartung, das von seinen Händen gehaltene Blatt in das Feuer werfen zu können, halb in der Ungeduld, die übrigen Bücher zerstören zu können, seine Augen auf die Blätter warf, die er in seinen Händen hielt? Sie las und gefangen genommen vom Inhalt des Gelesenen seine Absicht vergaß und statt die vernichtende Glut weiter zu schüren, die schwelenden Bände aus der Glut herausholte, ihren Inhalt prüfte und sie ebenfalls las. Und über dem Lesen an den seltsamen Schicksalen derer teilnahm, die diese Bücher geschrieben, die ihre eigenen Erfahrungen oder die ihrer Freunde in ihnen niedergelegt hatten.

Und er las und las. Flog auf fremde Seligkeiten empor, wie eigene ihn nie emporgehoben hatten. Sank in Tiefen, die er in seinen dunkelsten Stunden kaum geahnt. Aber immer sah er ein Licht vor sich, das ihn zurückführte an den Punkt, dem er jeweils entflohen.

Er wurde plötzlich einer neuen Welt gewahr und erlebte, daß in ihr Sinn und Ordnung die Vorhand hatten. Und die noch bunter war und lebendiger als die Welt, die er kannte

und haßte, deren Spiegel sie ebensowohl war, wie sie Weg war zu einer neuen Welt, von der er bisher keine Ahnung gehabt, in der zu leben ihm jedoch allein lebenswert erschien.

Immer neue Bücher nahm er aus der deckellosen Truhe und fast tat ihm der zerstörte Deckel leid. Aber wäre er sonst an die unter ihm verborgenen Schätze gekommen? Hätte er den Weg gefunden zu dieser neuen Welt, die ihn nun gefangen hielt und ihn nicht wieder losließ.

Als der Morgen kam und die strahlenden Lampen seines Zimmers zu verblassen begannen, grübelte er über einem Buche und dachte die Gedanken eines längst Gestorbenen, der nichtsdestoweniger lebte, nie so sehr gelebt hatte, als in diesem Augenblick, da einer, der das Tor des Todes aufreißen zu müssen glaubte, um den Sinnlosigkeiten der Welt und der Halbheit ihrer Bewohner zu entgehen, über einem Buche um den Sinn des Lebens rang.

Da dieser Mensch, dessen Blasiertheit nicht zu überbieten war, plötzlich den Gedanken als eine Macht anerkennen mußte, der zu entrinnen schwerer war, als das Leben von sich zu werfen.

Und er rang mit dieser Macht. Versuchte die Gedanken des längst Verstorbenen zu widerlegen, verlangte nach neuen Beweisen und griff nach immer andern Büchern, bis er den ganzen Inhalt der Truhe um sich her aufgebaut hatte.

Als ihm all dieses nicht genügte, verließ er seine Wohnung, um in einer Buchhandlung nach einem Buch zu suchen, das diesen alten Rechthaber, diesen stockigen Kritzelfranz, wie er den Verfasser des Buches nannte, das ihm in die Hände gefallen, widerlegte.

So stark hatte die Welt der Gedanken ihn mit Beschlag belegt, so mächtig waren die Bücher über ihn geworden.

Wie er aber erst im Buchladen stand und in dem Buchhändler einen freundlichen, lebenskundigen Menschen erkannte, der gern all seine Schätze vor ihm offenbarte, der ihm zu helfen suchte, auf Leitern stieg, Staub und Spinnweben vor sich hinblies, nur um ihm ein Buch zu suchen, nur um ihm aus der Not zu helfen, die doch, er dachte wieder an seine Skepsis von gestern, nur eine eingebildete sein konnte, gegenüber der Not, die überall auf den Straßen lauerte, da war er dem Leben zurückgewonnen.

Nicht nur dem Leben der Gedanken und der Bücher, die fortan seine besten Freunde blieben, nein, auch dem wirklichen Leben.

Der Buchhändler wurde sein erster Freund und von ihm aus fand er den Weg zu den Menschen zurück, die er, je mehr er sich selbst verstehen lernte, in all ihren Begrenztheiten, aber auch in ihrer heroischen Größe, die viele der Ärmsten unter ihnen aus tiefer leiblicher Not in ein unaufhaltsam wachsendes Reich seelischen Reichtums hineinragen ließ, verstand.

Und mehr kann ein einzelnes, der Vernichtung geweihtes Buch wirklich nicht für einen Menschen tun.

Aus »Bruder, die Sirenen schrein« (1931)

Der Dichter

Ich will euch keine Lieder singen
von rotem Mohn und Liebesseligkeit,
die eure Seelen weich durchschwingen,
solange es in meinem Herzen schreit

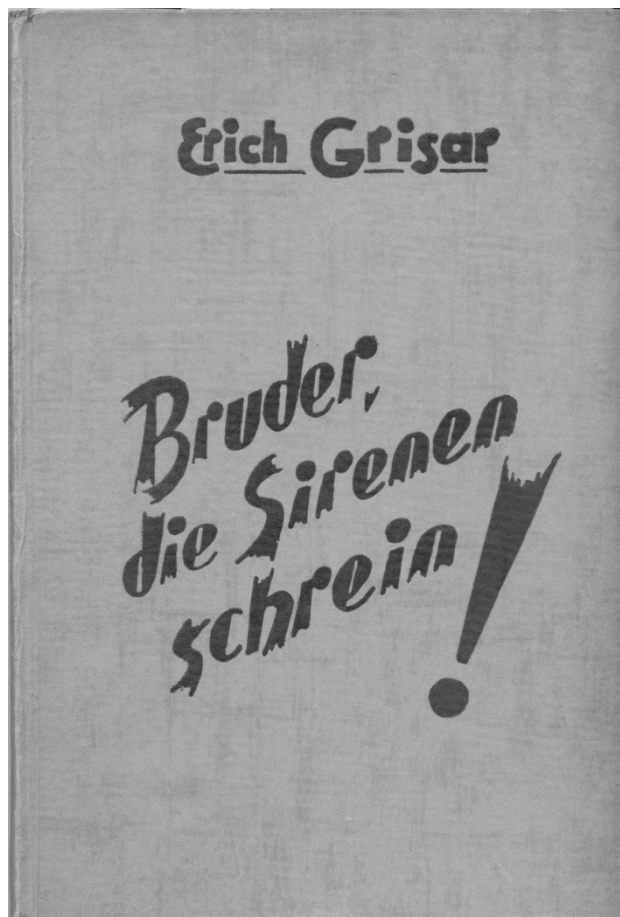
vom Leid der Armen, die zu Millionen,
verdreckt, verlaust, auf dunklen Straßen stehn,
indes die Bürger, die im Lichte wohnen,
auf nichts als ihren Geldsack sehn.

Solange Frauen sich verkaufen
an Männer, die die Syphilis zerfraß
und Kinder sich um faule Früchte raufen,
soll meines Ekels Übermaß

euch Bürgern in den Ohren gellen,
daß ihr erschreckt und euer Hilfescrein
sich mit den Rufen der Rebellen
vermählt, daß ihr erlöst zu sein

euch sehnt von dem Besitzen
des Goldes, das die Gier durchwühlt,
und jedes Polster stecke Spitzen
in euer Fleisch bis ihr die Schande fühlt,

mit der ihr euch begefert und besudelt
solange euer Gold nur Leiden schuf.
Verlangt von wem ihr wollt, daß er euch hudelt,
Ankläger sein, ist ewig mein Beruf.



Cover »Bruder, die Sirenen schreien!«

Städte an der Ruhr

Sie sind nicht, was wir dunkel nennen:
denn Dunkel kann nur sein, wo Licht,
das hier nicht ist, in Nacht zerbricht.
Mit ihren Bergen, die im Innern brennen,

den Schloten, die sich graue Hände reichen,
und Oefen, deren stumpfes Glühn
die Menschen fällt, die hier sich mühen,
sind sie den Kratern zu vergleichen,

die andern Ländern das Gepräge geben.
Sie sind, wie sie von Asche überweht.
die immer vor der Sonne steht
wie dunkles Trauertuch. Das Leben,

das hier wie anderswo sich zu entfalten
versucht, ist sehr dem Tod verwandt
und glüht in ihnen auch der Brand,
so spürt man doch schon das Erkalten

der Städte, die von schwarzen Steinen
zu lange ihre Glut geliehn;
Und mögen sie auch aus dem Blühn
versunkner Wälder und dem Scheinen

erloschner Sonnen neue Kräfte trinken,
es ist viel Müdesein in ihrem Tun;
denn niemals dürfen diese Städte ruhn,
weil sie sonst ganz in Nacht versinken.

Arbeitslose vor dem Fabriktor

Vor dem sie oft die Fäuste ballten,
dies Tor, das sie am Tag verschluckt
und dann erst wieder ausgespuckt,
wenn müde sich die Hände krallten

ins Fleisch, das auf den mürben Knochen
wie eine welke Schale saß,
dies Tor, das ihre Kinder fraß,
die gleichem Leben sich versprochen,

das sie nur in der Hoffnung trugen,
daß einmal dieses Werk sich beugt
dem Willen, den der Arm gezeugt,
den selber sie zum Herren schlugen,

dies Tor ist nun für sie geschlossen.
Die Oefen glühen nicht mehr rot,
die Qual von gestern wurde Tod
und hungernd stehn die Kampfgenossen

davor und müde ist ihr Fluchen
und Hoffnung lebt in ihnen kaum,
sie sind erfüllt von einem Traum,
in dem sie nur ihr Gestern suchen,

das Arbeit hieß und dumpfes Fronen
und doch ein bessres Heute war,
weil sich der Tag vor ihnen klar
erhob, der ihre Qual sollt lohnen.

Platzanweiserinnen im Kino

Mit kleinen Lampen, die wie Sterne
aufflammen, tasten sie sich durch den Raum
und führen jene, die nach einem Traum,
nach wilder Jagd und fremder Ferne,

nach großem Schicksal sich verzehren,
zu ihrem Platz und lassen sie allein,
indessen sie das flinke Bein
schon wenden, um zurückzukehren

zur Tür, von wo den nächsten sie geleiten
durch diesen Raum, der ihnen wie ein Bergwerk ist,
so dumpf und dunkel, daß man schnell vergißt,
daß Herzen sind, die von den Zärtlichkeiten

der weißen Wand gepackt, wie Purpur glühen.
Für sie ist das nur eine Wand,
mit totem Leinen überspannt;
mag auch der Lotos auf der Leinwand blühen

und fernster Himmel ihren Händen
ganz nahe sein, sie wünschen nur,
daß sie von ihrer Jugend eine Spur
und über sich den echten Himmel fänden.

London

Die Mauern dieser Stadt sind trunken von Benzin,
den sie wie Opium in ihre Lungen saugen.
Mit nebelhaft verhüllten Augen
blickt sie auf einen Fluß, der überschrien

vom Sang der Arbeit, Mann, Gespiele,
Kind und Mutter ist für diese Stadt,
der er das Leben gab und der, von ihrem Leben satt,
die Stadt verläßt, in der so viele
Menschen sind, die nichts als Muskeln sind und Krampf,
so wie Maschinen, die von heißem Dampf,
gespannten Drähten voller Energien,
Bewegung sich, die Leben vortäuscht, liehen,
sind hier die Menschen, die, nicht Blut,
nicht Geist, nicht Kraft, nicht Mut,
vom Dampf des Schweißes angeregt,
vom Strom des Goldes nur bewegt,
ein Leben leben, das geliehen.

Ob sie in Banken Zahlen reihen,
ob Lasten schleppen sie im Hafen
und unter Brückenbögen schlafen,
ob sie auf Märkten und in Sälen schreien,
in Gruben hocken, voll Gefahren,
in Krankenhäusern sich vor fremdem Aussatz ekeln,
ob sie die Luxuswagen fahren,
in denen sich die Herren rekeln,
ob sie um einen Penny sich erschlagen,
ob Pfunde sie zusammentragen:
Sie sind doch nichts als Automaten
für jene, die die Fäden halten
und die das Schicksal ganzer Staaten,
als seien Aecker es, die sie verwalten,
mit einem Strich bestimmen, der der Name ist
von einem, der das Leben frißt,
das hier sich bäumt, sich hochsteilt und beflügelt,
das durch Kanäle braust, zu Hausgebirgen jäh sich hügelte,
zu dumpfem Knäul geballt sich durch die Straßen schiebt,
gehetzt, geplagt, zerfetzt, gejagt und doch geliebt
von denen, die sich ihm ergaben,

weil tief in ihre Seelen eingegraben
das Wissen ist von einer neuen Welt,
in der, wo Chaos war und blindes Walten,
an dem der Einzelne zerschellt,
bewußtes Sein tritt und Gestalten
und die den Armen, der, getreten und gedrängt,
in enge Vorstadthöhlen eingezwängt,
dumpf wie ein Rad, ein Hebel, eine Achse lebt,
in eine Reihe mit den andern hebt,
für die er heute sinnlos front,
daß er wie sie im Lichte wohnt.

Ruhrstadt

Turmöfen zerreißen mit ihrer Glut
den Himmel, der von stinkendem Rauch
ewig verhüllt, sich bläht wie ein Bauch.
Blau wie er war, ist nur die Brut
der Bürger, die vollgefressenen Wanzen
gleich, in den Dielen tanzen,
die wie Geschwüre die Stadt zerfressen.
Da pißt man auf Marmor und bekotzt
sich selbst und die Straßen.
Indessen der Mann, der die Marmorfliesen gelegt
und der, der die bekotzten Straßen fegt,
auf faulendem Stroh zu Tode sich rotzt.
So ist die Welt, die ihr besingt,
wo jede Ecke Verwesung stinkt,
und da noch, wo geile Schenkel sich ründen
und die Luft erfüllt ist mit tollem Gekreisch,
ist sie nichts als ein Haufen verwesendes Fleisch
und das Beste wäre, sie anzuzünden.
Zugrunde mag gehen das dumpfe Gebäu
ihrer Straßen und Häuser, um neu

zu erstehen unter den Händen
der Armen, die sich jetzt noch verschwenden
in müßigem Drohen und Fäusteballen.
Dann erst hat einen Sinn dies Leben,
wenn aus der Asche sich die Hallen
der Freiheit hoch und hell erheben.

Im Café

Hier riecht es gut. Nach schönen Frauen,
erst einmal durch die Nase ziehn
den Duft. 'n Tag. 'n Tag. Wie Mondamin
riecht das. Mal eben schauen.

Der ist schon da und liest die Zeitung
wie jeden Tag. Und die ist auch schon da.
Die kommt doch sonst erst später? Ja,
die hat viel Zeit, doch nie Begleitung.

Wovon die lebt? Vielleicht ist sie von Hause
so gut gestellt. Herr Ober, schnell das Mittagsblatt.
Hat man nach mir gefragt? Jawohl, man hat.
Gerade ist er fort. Daß der nie warten kann. Banause.

Das hat man laut gesagt. In dieses Schmatzen
hinein, dies Schlürfen, Reden, Lachen, das nicht stört,
weil man es hört und doch nicht hört.
Man schwimmt darin und hört sich selbst nur schwatzen.

Dazu trinkt man Kaffee und atmet die Gerüche
des Orients, das heißt, man bildet sich das ein.
Man pumpt den Ober an, der lächelt fein
und geht dann schimpfend in die Küche.

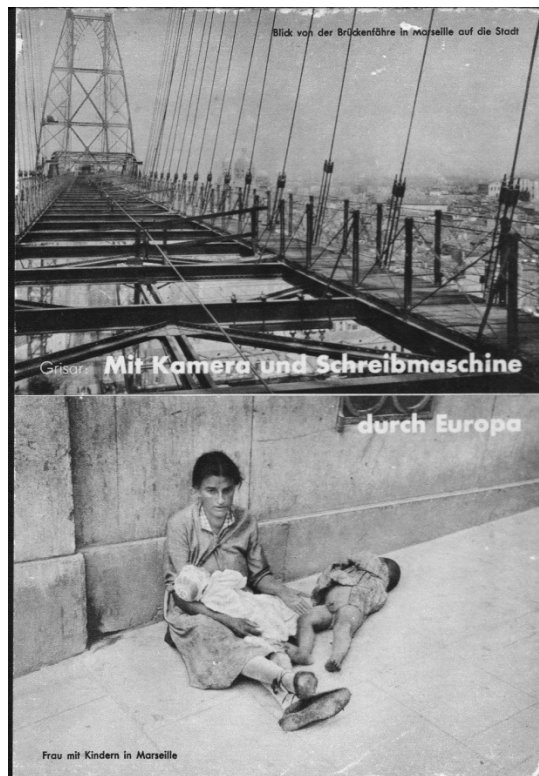
Guter Rat an dichtende Zeitgenossen

Vor allem lasse man bleiben
ordinäre Gedichte zu schreiben,
denn manche Leute lesen beim Essen
und denen soll man den Appetit nicht verderben,
andere lesen wieder nicht gerne vom Sterben,
aber auch die soll man niemals vergessen,
die alles Gereimte in Bücher schreiben,
wo goldgedruckt Poesie darauf steht.
Außerdem soll man der Tatsache Rechnung tragen,
daß ein hungriger Magen
ein Strick ist, von dem man im Hause des Henkers nicht
spricht.

Auch die Liebe ist kein geeignetes Thema für ein
Gedicht,

denn sehr viele Menschen lesen im Bett
und meinen, zu solcher Lektüre
gehöre, daß man allsogleich onaniere.
Das ist zwar nicht nett
von den Leuten, aber sie sind nun mal so.
Manchmal sitzen sie auch, aber wo
sie drauf sitzen,
und auch, daß sie schwitzen,
davon schweigen sie gerne;
statt dessen jedoch sind sie stark interessiert
am Schicksal der Sterne.
Auch sonst sind sie häufig und gerne gerührt
von welkenden Blumen und hungernden Tieren,
denn der Mensch ist nun einmal
edel und hilfreich und gut.
Nur von der Armut und ihrer Qual
läßt sich der bessere Mensch nicht gern rühren,
denn sowas, das interessiert nur die Proleten
und die wieder halten nicht viel vom Poeten.

Man kann ihnen da nicht einmal so Unrecht geben,
aber schließlich, ein jeder will leben
und tut es wohl auch.
Aber es lebt sich nicht gut mit leerem Bauch.



Grisar als Bildreporter; Cover von »Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa«.

Aus »Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa« (1932)

Bei den Salzkumpels von Wieliczka

Es ist mir nie so leicht geworden, in ein Bergwerk hineinzukommen, wie in Wieliczka, dem Salzbergwerk Polens. Während man in Kohlen- oder Erzbergwerken erst stundenlang mit allen möglichen Leuten verhandeln muß, um schließlich doch nur heimlich herunter zu können, ging hier alles wie geschmiert, ohne daß ich einen schmieren mußte. Alles, was ich zu tun hatte, war, daß ich mir eine Eintrittskarte kaufte. Ein Photograph stellte seinen Apparat auf, und als er genug beisammen hatte, knipste er uns. Unterdes hatte ein invalider Bergmann den Raum, in dem sich eine Stunde früher die zur Nachmittagsschicht anfallenden Bergleute versammelt hatten, schön sauber gefegt. Ein anderer, der sich eine Knappenuniform angezogen hatte, führte uns dann, als ginge es in eine Kirche, zum Schacht. So lautlos tat er.

Ein Klingelzeichen. Kleines Gedränge. Meine nach einem Halt suchenden Hände greifen im Abwärtsfahren nach einem molligen Busen. Ehe ich mich entschuldigen kann, sind wir unten. Übrigens waren wir jetzt wirklich in einer Kirche. In einem von elektrischem Licht knapp beleuchteten Raume sahen wir Altäre und Kanzeln, die vor Jahrhunderten, als die Menschen noch mehr an ihren Gott als an ihre Not dachten, von frommen Bergleuten in das Salz des Bergwerks gehauen wurden. Dicht daneben ein weiterer Raum. Größer als der vorige, höher und geräumiger. Auch hier Figuren, überlebensgroß aus Salz gehauen. Neptun, der Gott des Wassers, und Vulkan, der Feuergott. Am 24. Dezember jeden Jahres wird hier für die Bergleute eine große Messe gelesen, wozu sich dann statt der mit Einlaß-

karten bewaffneten Fremden die Geistlichen des Ortes persönlich in das Bergwerk hinunterbemühen. Auf Glas gemalt, das von hinten durchleuchtet ist, bekommen wir alsdann die Königin Kunigunda zu sehen, die um 1253 das Salzbergwerk entdeckt haben soll, das jedoch nach geschichtlichen Quellen schon im elften Jahrhundert in Betrieb war. Interessant, daß es nie im Privatbesitz gewesen ist, sondern immer dem Staate gehört hat, der allerdings in den letzten 900 Jahren verschiedene Male seine Firma gewechselt hat.

Wir wandern weiter. Treppen geht es hinunter durch Räume, die vierzig und mehr Meter hoch und mit dicken Holzpfählen gestützt sind. Aber wohin wir auch kommen, jeder Hohlraum, den man aus dem Salz herausgeschlagen hat, ist zu einer Kapelle umgewandelt worden. Überall Heiligenbilder, Reliefs, und wo man keine Gelegenheit hatte, Figuren aus dem Salz herauszuhauen, hat man Transparente aufgehängt. Jede Grotte hat ihren besonderen Namen, den ein großer Dichter oder Nationalheld hergeben mußte. Natürlich fehlt auch Pilsudski nicht. Ein See bedeckt den Boden der Grotte, die den Namen des Marschalls trägt, und wie in den Hades fährt man auf einer breiten Fähre über diesen See.

Eine Terrasse gibt den Blick in eine erleuchtete Halle frei. Kronleuchter hängen von der Decke und strahlen uns an. Und ganz hinten am andern Ende des Raumes steht die heilige Gottesmutter und hält ihr glühendes Herz in der Hand. Wir sind erschüttert, und die Gläubigen unter uns schlagen ein Kreuz. Wie wir näher hinkommen, sehen wir, daß die Maria, wie alles andere hier, aus Salz ist und daß man hinter dem Herzen eine elektrische Birne angebracht hat, die angeknipst wird, wenn Fremde kommen.

Die Wände dieses Raumes, den man Ballsaal nennt, weil sein Boden parkettiert ist, sind mit Reliefs geschmückt. Ein Bildhauer ist gerade dabei, mit feinem Meißel weitere

Kunstwerke aus dem Salz herauszuhauen. Natürlich ist er sogleich von Zuschauern umdrängt, die sich für seine Arbeit interessieren. Was mich angeht, so möchte ich nun endlich die Kumpels zu sehen bekommen, die hier unten die dicken Brocken aus dem Stein schlagen. Daß man um den Fremdenverkehr besorgt ist, weiß ich, und die Männkens, die man zu seiner Hebung in die Salzwände hauen läßt, interessieren mich nicht. Ich habe allmählich den Eindruck, als sollten wir die Kumpels gar nicht zu sehen bekommen und frage den Führer unserer Gruppe danach. Doch, doch, meint er, wir werden hinkommen, wenn wir noch Zeit haben. Und dann ruft er wirklich »dalli, dalli«.

Aber wir gehen nun wieder durch endlose Gänge und an spiegelklaren Seen vorbei, bis wir in einen Saal kommen, der noch wieder größer ist als die, durch die wir gekommen sind. Am Ende dieses Saales ist eine Bühne, auf der bei Gelegenheit richtig Theater gespielt wird. Ein Ausschank ist auch da. Wir haben alle Durst bekommen. Das mag an der salzigen Umgebung liegen. Nun knallen die ersten Seltersflaschen. Ein dickes Pfäfflein aus Pommerellen verkröppt sich mit gutem Appetit eine Flasche Bier, während er mir freundlich ein paar wichtige Dinge, die ich den Führer zu fragen habe, übersetzt. Als ich ihn jedoch bitte, nach den Löhnen der Arbeiter in diesem Bergwerk zu fragen, versteht er plötzlich kein Deutsch mehr. Na, denn nicht.

Gesprächiger sind ein paar Jüdinnen, die aus Lemberg herübergekommen sind. Es sind Mutter und Tochter. Sie haben gesehen, daß ich mir dieses und jenes notierte, haben wohl auch gehört, daß ich mit dem Pommereller deutsch sprach. Nun machen sie mich auf ein Plakat aufmerksam, das über dem Schanktisch des Kantiniers hängt und mit einer Steuermarke versehen ist.

»Sehen Sie«, meint die Mutter, »das ist interessant, daß

man hier 120 Meter unter der Erdoberfläche Umsatzsteuer bezahlt.«

»Na, warum nicht«, sagt die Tochter, »wenn er davon frei wäre, möchten alle Leute hier unten einen Laden aufmachen.«

»Aber kurios ist es doch«, verteidigt die Mutter ihren Tip. Na ja, in Gottes Namen soll es kurios sein, ich weiß, was interessanter ist. Nur um etwas zu sagen, sage ich dann: »Hier haben Sie's aber sehr mit der Religion.« Vorher habe ich gehört, daß die beiden über die religiösen Dinge sehr frei denken und die Tochter lacht auch über meine Worte. Die Mutter jedoch meint und man sieht, daß es ihr Ernst ist: »Wenn der Glaube nicht wäre, möchten hier alle Arbeiter Sozis sein.«

Na ja, da mag sie recht haben. Aber vielleicht sind sie es trotzdem.

»Bei dem Lohn«, meint die Tochter, »wär' das kein Wunder.«

»So, was verdienen die Leute überhaupt«, frage ich die gleiche Frage, die mir vorher unbeantwortet blieb.

»Nicht viel. 90 Groschen die Anfänger. Das sind 45 Pfennig. Die Schlepper bekommen 3 bis 4 Zloty pro Tag und die geübtesten Hauer knapp 6 Zloty.« »Einziger Trost: Die Luft ist gut hier. Aber sie zehrt.«

»Man muß gut essen«, meint die Mutter.

Ja, das soll wohl sein. Man muß gut essen. Aber wovon? Von 6 Zloty den Tag?

Endlich gehen wir weiter. Hinunter zu den Männern, die hier unten das kostbare Salz aus dem Berg heraushauen. Aber man hat soviel Zeit gebraucht, um uns die Marienbilder und beleuchteten Grotten zu zeigen, daß wir nur einen kurzen Blick auf die ausgelaugten Männer werfen können, die mit ganzer Kraft die scharrende Schrämmaschine regieren und das losgebrochene Salz in die Gruben hunde laden. Kristalle glänzen im Schein der flackernden

Lampen. Der Führer erlaubt uns, ein Kristall in die Tasche zu stecken. Manche lecken daran. Es ist wirklich Salz. Gutes, kräftiges Salz. 77 Prozent des polnischen Salzbedarfs deckt dieses Bergwerk, in dem auf 7 Sohlen 1700 Bergleute ihre Kraft daran setzen, das kostbare Kristall aus dem Berg zu schlagen. 4 Kilometer lang ist die Salzschiefer, 800 bis 1400 Meter breit und im Durchschnitt 30 Meter dick.

Ein dumpfer Schlag rollt durch das Gebirge. Irgendwo sprengt man neue Gänge in den Stein. Die offene Lampe unseres Führers zittert. Dann ist wieder nur das Scharren der Schrämmaschine zu hören.

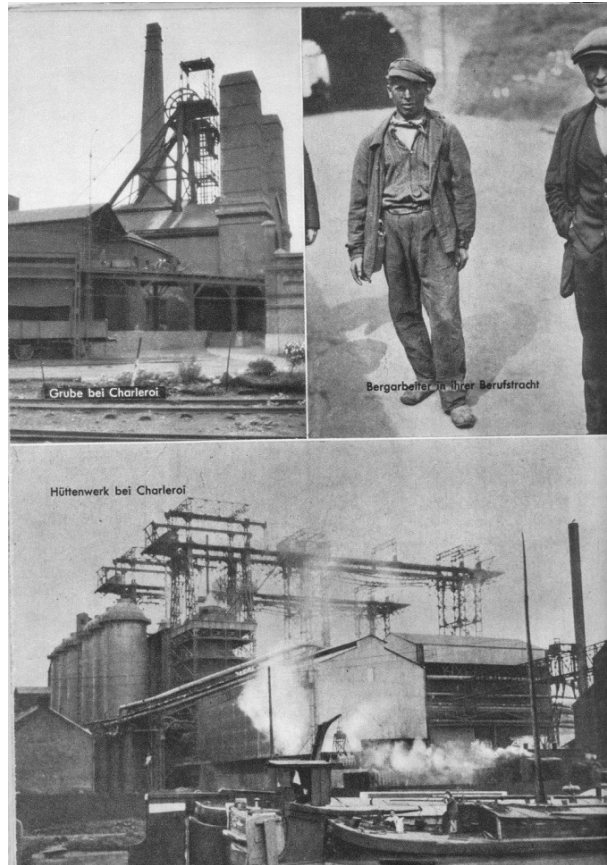
Wir bleiben nicht lange hier unten. Kaum, daß wir einen Begriff bekommen haben von der Arbeit, die hier geleistet wird, gehts wieder nach oben. Was sollen wir auch hier unten. Wir haben ja so viel gesehen, und arbeitende Menschen, wen interessieren die schon, dafür kauft man sich doch keine Eintrittskarte. Nein, das tut man wohl nicht.

Wir sind wieder im Förderkorb. Eine Lampe flackert von der Decke des Korbes herab. Während wir aufwärts gleiten, wirft sie unsere Schatten an die herabstürzenden Wände des Schachtes. Ein Lattenverslag. Bruchteil einer Sekunde nur: Blick in einen erleuchteten Stollen. Eine neue Gruppe besichtigt die Wunder aus Salz.

Heute oder morgen sind es 140 Jahre, daß Goethe hier war. Ein Professor hat es ausgegraben. Auch er hat sich hier herumführen lassen, auch er hat die Heiligenbilder aus Salz, die wundervollen Grotten bewundert. Hat er sich auch einen Augenblick Zeit genommen für die Kumpels? War sein Hirn schon bereit für den Gedanken, daß hundert Jahre später diese dunklen Männer im Mittelpunkt der Literatur stehen würden, daß sie einmal berufen sein würden, die Träger dieser Gesellschaft zu sein? Es ist nicht bekannt, was Goethe gedacht hat, man weiß nur die Tatsache seines Besuches. Aber daß auch er einmal hier unten war, adelt die Neugier jedes Besuchers.

Tageslicht dringt in den Schacht. Ein Ruck. Wir steigen aus. Ein Mann in einer abgetragenen Knappenuniform hält uns eine Sammelbüchse hin. Für die Invaliden der Grube. Wie sagte man doch? Die Arbeit in Wieliczka ist ungefährlich. Schlagwetter gibt es nicht. Aber es stürzen wohl Berge aus dem Hangenden und es fallen Schwache zu Boden wie in jeder Grube. Elend gibts überall. Einige Münzen klappern in die Büchse. Dann sind wir wieder draußen. Der Photograph erwartet uns mit den fertigen Bildern. So ein Gesicht also habe ich heute. Na ja. Inzwischen kommen Arbeiter und bücken sich über unsere Schuhe, um sie blank zu reiben.

Ihr aber seid das Salz der Erde, geht mir ein Spruch durch den Sinn. Diese hacken Salz, ohne es selbst zu sein, denn wären sie Salz, sie wüßten was anderes zu tun, als Heiligenbilder zu verehren und denen, die sie sich ansehen, hinterher die Schuhe vom Staub der Grube zu reinigen, in der sie ihre Gesundheit ließen. Aber wie sagte die Frau doch noch? Es ist gut, daß die noch ihren Glauben haben, sonst wären sie alle Sozis.



Fotostrecke aus »Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa«.



Notwohnungen bei Charleroi



Frauen suchen auf einem Schlackenberg bei Charleroi Kohlen



- Greiling, Walter: Marxismus und Sozialisierungstheorie. Berlin: Viva 1923.
- + Greis, John: Republik oder Monarchie? Chicago 1849.
- + Greischman, A.: Die Leichtindustrie an der Grenze zweier Fünfjahrpläne. Moskau: Verlagsgen. ausländ. Arbeiter 1932.
- + Gremjatzki, M. A.: Stammt der Mensch vom Affen ab? Moskau: Zentral-Völker-Verl. 1930.
- Gretzschel, Horst: Christophorus Gotthards Traum. Dresden: Selbstverl. 1933.
- + Greuelmaerchen*, Das ~. Cassarete: Libreria internazionale 1935.
- Greulich, Hermann: Sämtliche Schriften.
- + Gridazzi, Mario: Die Entwicklung der sozialistischen Ideen in der Schweiz bis zum Ausbruch des Weltkriegs. Zürich: Girsberger 1935.
- + Griese, Franz: Offener Brief an Herrn Faulhaber, z. Zt. Kardinal in München. Buenos Aires 1933.
- Griese, Hans: Der neue Weg zur Krankenheilung. Berlin: Wüst 1937.
- Grigorjeff, S.: Im Schatten der GPU. Berlin: Obelisk 1934.
- + Grigoriew, G. A.: Produktionsberatungen und Arbeiterinitiative. Moskau: Verlagsgen. ausländ. Arbeiter 1932.
- Grigorovici, Tatjana: Die Wertlehre bei Marx und Lassalle. Wien: Wiener Volksbuchh. 1910.
- + Grimm, Albert: Gibt es Arier? Paris: Europäischer Merkur 1934.
- Grimm, Alfred Max: Europas Zukunft. Hamburg: Uranus-Verl. 1925.
- Grinko, G. F.: Der Fünfjahrplan der UdSSR. Berlin: Verl. f. Lit. u. Politik 1930.
- Grisar, Erich: Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa. Berlin: Der Bücherkreis 1932.
- + Grob, Rudolf Ernst: Der Bund der Eidgenossen, ein Wagnis des Glaubens. Luzern: Vita Nova-Verl. 1934.
- + Grob, Rudolf Ernst: Der Kirchenkampf in Deutschland. Zürich: Zwingli-Verl. 1937.
- Groddeck, Georg: Das Buch vom Es. Wien: Internat. psychoanalyt. Verl. 1934.
- Groddeck, Georg: Der Seelensucher. Wien: Internat. psychoanalyt. Verl. 1921.
- Groebe, Klaus von der: Deutsche Freiheit. Berlin: Goldberg & Ponsong 1933.
- Groer, August: Wirkung und Anwendung farbiger Lichtstrahlen. Borna: Noske 1936.
- Groettrup, Bernhard: Die erotisierte Ehe und die ehelose Erotik. Berlin: »Figaro« 1928. — Berlin: Auffenberg 1930.
- Groettrup, Bernhard: Der Spion von Laon. Berlin: Auffenberg 1933.
- + Groetzsch, Robert: Wir suchen ein Land. Pressburg: Prager 1936.
- Grohe, Melchior: Der Urning vor Gericht. Leipzig: Spohr 1893.

Aus »Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums. Stand vom 31. Dezember 1938« mit Erwähnung von Grisars »Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa«.

Über mich selbst (1932)

Es ist nicht so einfach, in einer Zeit, in der nur noch wenige Menschen mit Vollbärten herum laufen und Gehröcke nur zur Eröffnung des Reichstages getragen werden, über sich selbst zu schreiben. Und außerdem liegt mir das nicht, denn schließlich, wer nimmt heute noch wen oder was wichtig?

Mir selbst ist zum Beispiel noch nie der Gedanke gekommen, nachzusehen, wann die Gebrüder Mann geboren wurden. Ob Max Jungnickel zur Zeit der Romantiker im blühenden Alter von 21 Jahren eingeweckt und als unser Zeitgenosse wieder aufgeweckt wurde, hat mich ebenfalls nie interessiert. Ich weiß das auch so. Höchstens die Kollegen, die zu fünfzigsten Geburtstagen die ehrenvollen Nachrufe schreiben, interessiert sowas, weil die Redakteure die Aktualität eines Schriftstellers nach dem Kalender bestimmen. Ihnen zuliebe also sei festgestellt, daß sich meine Mutter am 11.9.98 in Wehen krümmte und froh war, als die Geschichte vorüber war und man ihr einen frischgewaschenen Sohn in den Arm legte, aus dem sich in den nächsten Jahren eines jener Exemplare entwickelte, die die Gossen der Straße bevölkern, weil in den Höfen meist kaum Platz für die Aschenkästen eines Arbeiterhauses ist. 13 ½ Jahre später packte sie mir einen blauen Anzug ein und schickte mich auf meinen ersten Gang in das Erwerbsleben. Ich war dann drei Jahre Lehrling in einer Kesselschmiede, später Geselle, dann Soldat. Nach dem Kriege Hüttenarbeiter. Erstes Gedichtbuch. Freier Schriftsteller. Wieder Fabrikarbeiter. Wieder freier Schriftsteller. Inflation. Wieder als letzte Rettung die Fabrik. Mit der Stabilisierung der Honorare endgültig freier Schriftsteller. Heute ziehe ich als Bildreporter durch die Welt. Manchmal, wenn ich die Tinte

nicht halten kann, schreibe ich eine Geschichte oder ein Gedicht. Das schicke ich dann fort. Wie das andere Schriftsteller auch machen. Ueber die Post kann ich nicht klagen. Sie arbeitet sehr pünktlich. Zwei, spätestens drei Tage nach der Versendung habe ich meine Arbeiten stets wieder zurück. Wen das nicht der Fall ist, so liegt das nicht an der Post, sondern an meinen Freunden, den Redakteuren. Die sammeln nämlich Manuskripte und schicken sie zu den hohen Feiertagen aus Gründen der Portoersparnis als Postpaket zurück. Das gibt immer viel Freude über das unverhoffte Wiedersehen und zur Weihnachtszeit einen warmen Ofen. Das ist alles. Mit ein wenig Phantasie kann man sich alles das andere nach eigenem Geschmack ausmalen. Jüngere Mädchen mögen je nach Veranlagung in mir einen schüchternen Lyriker sehen, sachliche Gattinnen den aktiven Freund schöner Frauen. Aeltere Frauen den abgeklärten Mann, der nicht so ist wie die andern. Von den Männern rede ich nicht. Mit ihnen ist schlecht auskommen. Entweder stechen sie einen bei den Frauen aus oder bei den Redaktionen und nie weiß man, was schlimmer ist.

Aus »Siebzehn Brückenbauer – ein Paar Schuh« (1938)

Nee, [...] sagte Hannes nachdenklich, aber wissen möchte ich doch, wer immer wieder solche Geschichten in die Welt setzt. Neulich habe ich in der Zeitung gelesen: da haben deutsche Arbeiter in Frankreich wo eine Brücke gebaut. Und wie sie weg sind, heißt es, sie hätten Sprengstoff in die Fundamente getan, damit die Deutschen, wenn sie mal Krieg mit Frankreich kriegen, die Brücke gleich durch Spione sprengen lassen können. Und die haben das geglaubt, und wie sie der Sache nachgehen, da hatten die Deutschen bloß eine alte Zeitung, ein paar Geldstücke und ein Hühnerei in den Grundstein gemauert.

Na also, da hast du ja auch so eine Geschichte.

Ich hab dir doch gesagt, daß das bloß Quatsch ist.

Nun, Quatsch hin, Quatsch her. Beim Bau der Hudsonbrücke soll übrigens tatsächlich ein Mensch mit eingemauert sein. Manche sagen sogar acht – als Bauopfer.

Unsinn, entrüstete Hannes sich. Da kann man Kinder mit bange machen, aber erwachsenen Leuten erzählt man sowas nicht. Als ob man einen Menschen in eine Brücke einmauern würde! Und noch mit Absicht! Mag ja mal sein, daß einer aus Versehen im Senkkasten stecken bleibt, soll ja schon vorgekommen sein; aber mit Absicht – das hat die Welt noch nicht gesehen.

Nun, das sage nicht, das hat die Welt sogar schon oft gesehen. So sind zum Beispiel bei den alten Griechen regelmäßig Menschen in die Fundamente der Brücken eingemauert. Ich habe mal ein Gedicht gelesen, da kam das drin vor. Da wurde auch erzählt, wie drei Schwestern nacheinander in eine Brücke eingemauert wurden, die vorher immer wieder zusammengefallen war.

Nu ja, bei die ollen Griechen, aber in unserer Zeit –

Was heißt unsere Zeit? Jede Zeit ist ‚unsere Zeit‘, und die Menschen sind abergläubisch. 1890 hat man in Indien erleben müssen, daß unter den Eingeborenen eine Panik ausbrach, als man in Kalkutta eine Brücke bauen wollte. Und warum? Weil es unter den Eingeborenen hieß, wenn die Brücke Bestand haben solle, müsse jeder Pfeiler auf eine Unterlage von Kinderköpfen gesetzt werden. In China hat man in derselben Zeit Reisenden, die das Land durchzogen und nicht auf sich acht gaben, einfach die Köpfe weggeschnitten. Die wurden an das Wegebauministerium verkauft, das sie so bezahlte, wie hierzulande Rattenschwänze und tote Spatzen.

Und was machten sie mit den Köppen?

– haben sie eingemauert, immer feste eingemauert, und ich will wetten, daß es in China heute noch Brücken gibt, die auf Fundamenten stehen, zu denen sie von unseren Großvätern die Köpfe auf 99 Jahre gepachtet haben, soweit unsere Großväter in die Verlegenheit kamen, nach China zu reisen.

Ja, ja, bei die Wilden, seufzte Hannes, dem das Thema nicht gefiel, aber bei uns in Europa –

Nun, Halle an der Saale liegt in Europa, und das Jahr 1843 ist auch nicht gerade finsterste Vergangenheit.

Kann man nicht behaupten.

Als mein Alter vor Jahren in Halle arbeitete, gab es dort noch Leute, die der Saalebrücke, die 1843 erbaut war, in keiner Weise trauten. Du wirst schon wissen, was für Gründe die anführten; denn was war keine fünfundzwanzig Jahre früher in Herdecke passiert? Am ersten Weihnachtstage 1819 wurde dort der Grundstein zu einer Brücke gelegt, und ein Jahr später, am ersten Weihnachtstage 1820, auf die Stunde genau, stürzte sie ein.

Zufall, sagte Hannes.

Natürlich war es Zufall, aber mancher sieht mehr in solchen Zufällen. Das Volk wußte, daß man beim Bau auf ein

Bauopfer verzichtet hatte, und nahm den Einsturz als Beweis, daß man darauf nicht verzichten dürfe, weil übelwollende Mächte sich das Opfer holen, das der Mensch verweigert. Man hat übrigens die Brücke nicht wieder aufgebaut. Die Steine sind zum Bau einer Kirche in Hagen gebraucht. Die steht noch.

Was beweist das alles?

Nichts, das weiß ich so gut wie du, aber mit Leuten, die an solche Dinge glauben, kann man keinen Bau zum glücklichen Ende führen, wenn man ihrem Glauben nicht nachgibt.

Aberglauben, meinst du.

Was wir heute Aberglauben nennen, war einmal Glaube und lebt immer noch. Nimmst du an, man könnte mit Werftleuten ein Schiff bauen und es ungetauft vom Stapel laufen lassen? Den Aufruhr möchte ich sehen! Es deutet ja schon Unglück, wenn die Flasche Schampus nicht zertrümmert! Ich weiß da nicht so Bescheid, aber ob die zertrümmerte Flasche nicht in grauer Vorzeit ein herberes und gar lebendes Opfer war, das am Schiffsstegen ausgelöscht wurde, scheint mir garnicht so ungewiß. Jeder Glaube fordert Opfer, und die Auffassung, daß es auf einen nicht ankommt, wenn das Werk vielen dient, ist allezeit männlich gewesen. Mit dem Aberglauben alter und junger Weiber, mit Katze-übern-Weg, Schornsteinfeger und Bleigießen hat das allerdings nicht zu tun.

Und mit dem Mann im Senkkasten auch nicht.

Du sollst recht haben, das ist Spinn, aber er berührt sich so sonderbar mit den alten Dingen. Hast du übrigens nie Gelegenheit gehabt, eine Brücke mit abzurechen? Da kommen ja manchmal die Beweise dafür zum Vorschein, daß man in frühen Jahrhunderten fast regelmäßig Menschen in die Brückenfundamente eingrub. Ich denke nur an die Black-Friars-Bridge in London, die man 1863 erneuert hat, da hat man auch Menschenknochen in den Strompfei-

lern gefunden; und in wie mancher Brücke hat man früher die Erbauer begraben, wenn sie vor Vollendung ihres Werkes starben.

Nun ists genug. Wenn man dich hört, möchte man bald selbst an dieses und jenes glauben, wenn man nicht doch besser Bescheid wüßte. Aber du bist eben eine Leserate und hast den Kopf voll Geschichten, da braucht man sich schließlich nicht zu wundern, wenn du Leute auf den Bau bringst, die Flöhe im Gehirn haben. Ich möchte nur wissen, was sie von unserer Brücke einmal erzählen werden.

Darüber brauchen wir uns den Kopf nicht zu zerbrechen. Es ist, solange ich dabei bin, noch keine Brücke gebaut worden, über die nicht das eine oder andere erzählt wird. Das steckt nun einmal drin in den Brückenbauern. Ein bißchen Spökenkiekerei und bißchen Schwindeln, das macht schon das Leben auf so einem Bau. Sind doch oft genug ein ganzes Jahr unter sich, und da würde ihnen der Stoff ausgehen, wenn sie nicht mal ab und zu eine Geschichte ein wenig ausschmücken würden. Und dann, Hand aufs Herz, hörst du nicht auch lieber eine Geschichte, die zwar geschwindelt, aber spannend erzählt ist, als so'nen langweiligen Salm in dem alles genau nach Zeichnung geht?

Na ja, frei nach Schnauze ist immer besser als alle Zeichnung, bekannte Hannes.

Sag mal, warst du nicht selber drüben in Amerika?

War ich, – aber das brauchst du dem Amerikaner nicht gleich auf die Nase zu binden. Der geht mir so schon auf die Nerven, und wenn er erst weiß, daß ich drüben war... in einen Brückenbauerspinn ist man schnell verwickelt. Die Brüder haben ja den ganzen Tag nichts anderes zu tun.

Immerhin, wenn du drüben warst, müßtest du eigentlich von der Geschichte gehört haben.

Natürlich habe ich gehört davon. Viel zu viel habe ich davon gehört. Auf allen Baustellen sprach man ja von

nichts anderem. Da war eine Zeitlang kaum noch ein Mann zu kriegen, der im Senkkasten arbeiten wollte. Darum bin ich auch der Meinung, daß die ganze Geschichte von den Union Workers aufgebracht wurde, um die Löhne für die Senkkastenarbeiter hochzutreiben.

Auch ein Standpunkt.

Na, was denn sonst? Aber da drüben zieht sowas nicht. Da hätte man viel zu tun, wenn man sich um jeden kümmern wollte, der da mal verschwindet. Verschwinden viel Leute in Amerika. Und manchem soll es ganz recht sein, wenn möglichst wenig hinter ihm hergefragt wird. Wenn ich dir einen Rat geben darf: Sieh zu, daß der Amerikaner uns nicht die Baustelle in Verruf bringt. Da brauchst du keine Sorge haben.

Aus »Monteur Klinkhammer und andere Brückenbauergeschichten« (1943)

Kittauge

Das Jahr war schon weit vor und Karl Dobbas hatte wenig Aussicht, daß er noch einen Bau finden würde, auf dem es Arbeit für ihn gab. So walzte er denn ohne besonderes Ziel durch die Gegend. Sprach da und dort, wo das helle Geratter der Niethämmer ihm die Nähe einer Fabrik verriet, bei Kollegen vor und war zufrieden, wenn er wenigstens von einer neuen Baustelle erfuhr, auf der das Frage- und Antwortspiel von neuem beginnen konnte.

So kam er in die Gegend von Halle. Er machte einen großen Bogen um das Leunawerk, das wie eine Hölle stank, und kam in die Stadt. Besah sich den Roland am Markt. Und den roten Turm. Kam zum Saaleufer und sah, daß mennigrote Träger über den hellen Fluß sich spannten. Es war Mittag. Der Bau lag still. Nur die Feldschmieden rauchten. Er fragte einen Nietenjungen, der auf einer Werkzeugkiste saß, wo er den Monteur finden könnte.

»Der ist in die Stadt gegangen.«

»Und die anderen?«

»Sitzen im ‚Goldenen Winkelhaken‘.«

Der »Goldene Winkelhaken« war nicht weit. Schon schaukelte sein verschnörkeltes Aushängeschild vor Karl Dobbas im Winde. Der Duft leckerer Erbsensuppe kroch bis auf die Straße. Ein niederer Flur. Eine Tür, hinter der rauhe Stimmen lärmten. Grad solche Stimmen, wie die Brückenbauer sie haben, die immer glauben, daß sie ein Dutzend ratternder Niethämmer und kreischender Bohrwinden übertönen müssen. Und die keiner versteht, der nicht selbst vom Bau ist.

Karl Dobbas tritt ein. In der düsteren Wirtsstube sieht er sich um. Dick wie ein Bierfaß hockt der Wirt hinter seinem

Schanktisch und läßt seine Augen über die Tische gleiten, die mit essenden und schwatzenden Männern besetzt sind. Wo er ein leeres Bierglas sieht, wirft er einen Blick wie eine Frage hin, und ehe noch ein Nicken Antwort gibt, läßt er das schäumende Getränk aus dem Krane sprudeln. Karl Dobbas sieht an ihm vorbei. Dann, als habe er gefunden, was er suchte, macht er drei schnelle Schritte quer durch den Raum und bleibt vor einem stehen, der an nichts als seine Erbsen denkt und fährt ihn mit hellem Halse an:

»Tag, Schorsch.«

Dem bleibt vor Staunen der Löffel im Halse stecken, als er die bekannte Stimme hört. Und ehe er herausbringt: »Ja, Mensch, Karl, wie kommst du denn hierher?« ist ihm der Löffel in den Brei gefallen, daß die Erbsen dick und gelb über den Tisch spritzen. Dann, mit beiden Händen ihn begrüßend, steht er auf, guckt den Eingetretenen von oben bis unten an und fragt: »Aber nun sag bloß, Karl, was du hier in dieser Gegend willst. Ich denke, du bist hinten in Rotterdam und läßt dir's gut sein?«

»War ich, Schorsch. War ich. Aber jetzt bin ich hier. Und habe Kohldampf. Und wenn dein Monteur Arbeit für mich hat, ich kann welche brauchen.«

Natürlich kriegst du Arbeit. Aber erst setz dich auf deine vier Buchstaben, iß einen Teller Erbsen mit und schütt' dir einen Schluck Bier in den Hals. Und nachher gehst du mit zum Monteur. Haben grad wieder welche in den Sack gehauen. Weißt du, so Muttersöhnchen hier aus der Gegend. Die reinen Mehlwürmer, die kein zölliges Niet von einem Dreivierteldorn unterscheiden können. Die halten ja nichts ab. Ist ja auch kein Kinderspiel, was wir hier machen. Aber dafür sind wir schließlich Brückenbauer, daß wir, wenn's sein muß, zum Teufel in die Hölle gehen und ihm den Rost blank kratzen. Genug davon. Erzähl erst mal, wie du hierher kommst. Ich denke, ihr habt noch eine Ewigkeit in Holland zu tun, und nun läufst du Speckjäger

schon wieder auf der Landstraße herum.

Und was macht Kittauge? Du bist doch damals zusammen mit ihm fort.«

»Den haben die Schellfische gefressen. Oder die Heringe.«

»Bist verrückt«, sagt Schorsch und nimmt die Mütze vom Kopfe, die er während des Essens aufbehalten.

»Er ist abgestürzt«, erzählt Karl Dobbas weiter. »Direkt vor meinen Augen. Mann, Schorsch, ich mein', ich hab zuviel gekriegt, wie ich das hab seh'n müssen und hab ihm nicht helfen können.«

»Kittauge abgestürzt? Das ist schwer zu glauben. Er kletterte doch wie ein Affe.«

»Früher, als er sein Auge noch hatte. Aber seit ihm damals der Döpper ins Auge gesplittert ist, war das anders. Da gab's schon mal Augenblicke, wo Kittauge auch nicht auf der Höhe war. Er hat sich das nicht immer so merken lassen, aber wenn wir allein waren, sprach er wohl davon. ‚Mensch, Karl‘, sagte er mal zu mir, ‚manchmal ist es mir, als ob ich reinweg blind wär. Nur so einen Augenblick, weißt du, so als ob dir einer mit einem Handtuchzippen, ins Auge kommt, oder der Wind weht dir Dreck hinein.‘ Ich habe das leicht genommen. Weißt du, solange du zwei Augen hast, kannst du dir nicht vorstellen, wie das ist, wenn du dich mit einem behelfen mußt, und das versagt. Da brauchst du nur mal einen Krampf im Sehnerv zu spüren und du bist blind wie eine neugeborene Katze.«

»Und du meinst, so wäre das mit Kittauge gekommen?«

»Genau so.«

»Aber nun sag mir bloß, warum bist du nicht auf der Baustelle geblieben? Ich wäre damals gerne mit euch nach Holland gegangen. Lieber als daß ich mich hier herumdrücke. Man will doch schließlich was sehen von der Welt. Und gut verdient habt ihr doch auch da unten?«

»Was das Verdienen angeht, kannst du es so leicht nicht besser kriegen. Aber weißt du, wie das mit Kittauge pas-

siert war, hab ich's nicht mehr ausgehalten auf dem Bau.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Ich verstehe es manchmal selbst nicht. Aber ich kann mir nicht helfen. Wir waren doch schon im fünften Monat in Rotterdam. Der erste Bogen stand. Für den zweiten bauten die Zimmerleute schon das Gerüst. Er sollte noch vor dem Winter fertig werden. Kittauge und ich waren dabei, die Buckelplatten aufzulegen. Eine nach der andern schleppten wir über die Fahrbahn und paßten sie ein. Nun mußt du wissen, daß wir weiter kein Gerüst mehr unter der Fahrbahn hatten. Die Zimmerleute hatten uns das Holz unterm Hintern weggeholt und es für das neue Gerüst verbraucht. Wie ich zum Alten sage, wie leicht da mal was passieren könne, sagt er nur: ‚Seid vorsichtig, dann passiert schon nichts.‘ Er sagte aber auch: ‚Jungens, haltet euch zugange. Wenn ihr bis Sonntag fertig seid, schreibe ich jedem zehn Stunden extra an.‘ Na, du weißt ja selbst, was du nicht alles für ein paar Stunden tust, die du bezahlt kriegst, ohne daß du dich schinden mußt dafür. Na, und wenn er uns nichts versprochen hätte, Hilfe hätten wir so nicht brauchen können bei unserer Arbeit. Als der Alte fort war, sage ich zu Kittauge: ‚Mensch‘, sage ich, ‚wenn der Monteur Wort hält, gehen wir Sonntag rüber in die Stadt und heben uns ordentlich einen. Und Meisjes müssen an unsern Tisch. Zwei Stück für jeden. Wir wollen doch wissen, wofür wir leben.‘

‚Also, denn wollen wir mal 'wieder', sagt Kittauge nur 'und packt sich die Platte, die wir uns schon zurechtgelegt hatten. Ich schnappe mir das andere Ende, ein Ruck und wir hatten die Platte auf dem Ast und zottelten los.

Es war Mittag. Von den Werften tutet's, und die Boote mit den Arbeitern flitzten über die Maas. ‚Wir wollen Schluß machen‘, sagte ich. ‚Diese eine Platte noch‘, sagt Kittauge und hat sie schon in der Hand. Du weißt ja, wie er war. Sonntags voll und bei der Arbeit, toll. Ich sage nichts, son-

dern schnappe mir mein Ende und tapse langsam hinter ihm her. Wie wir auf Brückenmitte sind, keine zehn Meter von der Stelle, wo unsere Platte hin sollte, spüre ich plötzlich einen Ruck, der die Platte nach unten reißt. Da saust sie mir auch schon von der Schulter, ohne daß ich sie halten kann. Ich will fortspringen, da höre ich Kittauge schreien, und ehe ich nur begriffen hatte, daß es hier nicht um meine Schienbeine, sondern um Kittauges Leben ging, sehe ich ihn schon unter mir im Wasser verschwinden.

Ich schrie, so laut ich konnte, um Hilfe und rannte von der Brücke. Der Monteur hatte schon gesehen, was los war und den Wasserschutz alarmiert. Zwei Tage haben sie mit drei Booten nach ihm gesucht und alles abgefischt, aber von Kittauge hat keiner mehr einen Finger gesehen. Die Maas fließt schnell bei Rotterdam. Und das Wasser ist tief da unten. Vielleicht haben die Schiffe ihn in die See verschleppt.

Der Monteur fluchte wie toll. Er jammerte über Kittauge, aber er meinte die Protokolle. Er schrie die Leute an sie sollten besser aufpassen, aber ich wußte, daß die fehlenden Gerüste ihn quälten. Doch als erst alles aufgeschrieben und berichtet war, wurde er ruhiger.

Ich aber hatte keine Ruhe. Solange die Rettungsboote noch draußen lagen und ich hoffen konnte, daß sie ihn wenigstens finden würden, hielt ich mich aufrecht. Dann aber brachte schon der Wind, der in den Streben heulte, mich zum Verzweifeln. Saß ich auf einem Träger oder kroch ich im Windverband herum, hörte ich Kittauge schreien. Fiel mir eine Schraube ins Wasser und ich sah nach, war es der untergehende Kittauge, um den herum die Wellenringe sich bildeten. Ich kam nicht los davon. Jede Welle zog meinen Blick hinter sich her, bis die ganze Brücke fortsetzte mit mir in die weite See, die sich öffnete und mir auf ihrem Grund Kittauge zeigte, der sein Glasauge aufriß und es auf mich gerichtet hielt wie in jenem Augenblick, da ich

ihn stürzen sah. Daß ich damals nicht gleich hinabgesprungen war, um ihn raufzuholen aus dem Wasser, das quälte mich jetzt. Nicht, daß ich mich schuldig fühlte an seinem Ende. Wenn ich vernünftig war, überlegte ich mir genau, daß ich nichts andres hätte tun können, um ihm zu helfen, als ich getan. Aber wir hatten uns zu gut gekannt, als daß das ein Trost gewesen wäre. Auf zwanzig großen .Montagen waren wir zusammen gewesen, wir hatten Batavia und Spanien gesehen und die schöne Schweiz, wie es in unserm Liede heißt, und nun riß das Schicksal uns auseinander. Das war es, was so schwer mich traf: daß ich sein Ende sah und an meines denken mußte. Und weil ich nicht loskam von diesem Spinn, ging ich zum Monteur und sagte ihm, daß ich weg wollte.

„Mach keinen Quatsch“, sagte der zu mir.

„Monteur“, sagte ich nochmal, „gib mir meine Papiere, oder du mußt mich bald suchen lassen wie Kittauge.“ „Kerl, du spinnst“, sagte er und gab mir einen Gulden. „Da, sauf dir einen an und komm wieder, wenn du nüchtern bist. Aber Fahrgeld kriegst du nicht. Ist schon schlimm genug, daß Kittauge durch die Dämpe ist.“

„Also gut“, sagte ich, „wenn ich kein Fahrgeld kriege, geh’ ich zu Fuß. Mach meine Fleppen fertig.“

„Na, dann geh zum Teufel“, sagte der Alte. „Aber das sag’ ich dir: Auf meiner Baustelle brauchst du deiner Lebtag nicht mehr um Arbeit fragen, du Spökenkieker.“

Er gab mir meinen Lohn, aber mit den Extrastunden war’s aus. Ich ging nach Amsterdam, trieb mich acht Tage mit Chinesen und Negern, Matrosen und Weibern in den Kneipen rum und legte mein Geld in Genever an, bis ich blank war. Ja, und dann hab ich mich so durchgeschlagen. Hab alles gemacht. Sogar beim Schott* war ich, denn schließlich willst du leben.«

»Verdammt noch mal«, sagte Schorsch. »Der arme Kittauge, daß er so enden mußte.« Und dann, als wolle er

das Unangenehme fortwischen, fegte er mit der Hand vor den Augen her und rief: »Herr Wirt, bringen Sie noch zwei Große für uns. Ich hab so'n tranigen Geschmack im Hals.«
»Und du meinst, daß dein Monteur Arbeit für mich hat?«, sagte Karl Dobbas und wischte sich den Mund ab.
»Die hat er. Komm, trink aus. Wir wollen gleich zu ihm gehen.«

* Schott, Gelegenheitsarbeit auf einem Jahrmarkt.

Aus »Zwischen den Zeiten« (1946)

Auch Ruhrland ist Heimat!

Auch Ruhrland ist Heimat!
Auch hier wohnen Menschen, die glücklich sind
über ein Lächeln im Blick ihres Kindes,
und Frauen, die voll Sehnsucht sind
nach des Mannes Umarmung.
Die spielenden Kinder im Schatten der Schlote
sind so glücklich und froh
wie das Kind eines Schiffers am Strande der See;
und der Blick eines Bauern, der über die Äcker geht,
die den Schweiß seiner Väter getrunken,
kann nicht zärtlicher sein
als der Blick eines Arbeiters,
der das Werk widersieht, das seine Hände errichtet.

Ich kann durch keine Straße mehr gehen, an keiner
Zeche vorbei,
ohne die Zeugen der Arbeit zu sehen,
die meine Hände getan oder die Hand meines Vaters,
oder irgendeines, den ich gekannt.
Da steht eine Brücke, in die schlug mein Vater die Niete,
dort steht ein Haus, dessen Stahlgerüst er errichtet,
der Wasserturm dort, die Ringe der Rohrleitung,
durch die das Hüttengas geht,
erinnern mich an den Tag,
da ich zuerst auf das Werk kam.
Es war meine Arbeit, ihr Maß auszurollen
und sie einzuteilen.
Achtzig Löcher im Rund, ich weiß es wie heute.
Auf Kaiserstuhl zwei steht ein Kamin,
durch den alle Luft geht, die in die Gruben hinabfährt,

das stickige Gast zu vertreiben und die Schwüle des
Steins,
den bauten wir Weihnachten fünfzehn.
Die großen Kuppeln auf den Winderhitzern bei Hoch-
ofen vier
sind Werk meiner Hände.
Und wer von Dortmund ins Münsterland fährt,
muß in Lünen über die Brücke,
die ich angezeichnet habe,
ehe ich fortzog in den Krieg.
So wie ich waren tausend am Werk, zehntausend und
mehr,
sie alle bauten und schafften,
formten und gossen und drehten und feilten,
sie zogen die Schrauben und schlugen die Niete
in Kessel und Brücken, in Türme und Masten,
sie bauten das schwarze Revier.
Nach keinem Plan bauten sie, und wenn es ein Plan war,
dann war es der gleiche,
der die Berge schuf und die Meere
und der den Strömen den Weg wies.
Denn wie das Wasser aufsteigt aus den Bergen
und seinen Weg sucht ins Tal,
wie die Menschen es anlockt,
so lockt auch die Kohle den Menschen
und zwingt ihn zu graben.
Tiefer und tiefer –
und Schächte zu bauen und ragende Öfen.
Das Erz in der Tiefe und die schimmernde Kohle
bestimmen den Platz,
der Fleiß jener Männer,
die das Wasser zuerst
auf die Hämmer gelenkt, um das Eisen zu recken,
zu Schaufeln zu schmieden, zu Sense und Pflug,
die Größe des Werks.

Das lärmende Walzwerk,
das die glühenden Blöcke
als kraftvolle Träger verlassen
oder als endlose Schiene, die den Erdball umschlingt
wie ein glänzendes gleißendes Band,
ist nur der größere Bruder der Hütte im Walde,
darinnen der Schmied die scharrenden Pferde beschlägt.
Alles geht hier ins Große.
Nur die Menschen des schwarzen Reviers
sind klein geworden in ihrer Umgebung.
Verbittert und grau sah ich sie
durch die Straßen ziehn,
an den Werken vorbei, die sie haßten,
weil sie das Große nicht sahen an ihnen,
das Gewaltige, Starke,
die bezwungene Kraft der Natur,
die sie lehren wollte,
ihr Schicksal zu formen,
wie sie das Eisen geformt
und die Landschaft.

De Pütt

Dag um Dag un Schicht um Schicht
reckt e sik int hauge Licht;
Räär de dreiht sik op diän Schacht
Dag un Nacht.

Knälle biestert dör diän Biärg.
Wat äß duok de Minsch för'n Twiärg,
wenn de Biärg tosammenkracht
deip in'n Schacht.

Buoben vör de Porte steiht
Fru bi Fru un keine geiht,
lurt, op sik de Räär an'n Schacht
dreiht all sacht.

Lurt un lurt diän ganzen Dag.
Immer wier de glike Frag:
Wat deiht Vaar all Dag un Nacht
dao in'n Schacht?

Wacht, min Jung, nu wachte duok,
gliks kömmt Vadder ut diäm Luok.
As man em dann endlich bracht,
wasset Nacht.

Im Lesesaal

Die Lampen glühn im niedern Saal
und kämpfen mit dem müden Licht,
das durch die engen Fenster sich
vorbei den dicken Wänden stahl.
Stumm stehen Bücher im Regal,
und zwischen Masken an der Wand
hängt da und dort ein alter Stich.
Wie lange schon ist jene Hand
vermodert, die die Farbe rieb?
Und jener Kopf, der diesem glich,
was blieb von ihm und seinem Mühn,
wär' nicht entlodert ihm die Glut,
die aus den Büchern, die er schrieb,
in unsre Zeit hinüberweist?
Ein Blatt schlägt um und knistert leis'.
Die Augen eines Jungen glühn,
die vor dem Glanz vergangner Zeiten
und Helden, die aus Büchern reiten,
den engen Raum sich weiten sehn.
Der Atem bleibt ihm plötzlich stehn.

Kein Laut fällt mehr in diesen Raum.
Der Wurmstaub rieselt ungehört,
und nur des Wächters Stelzfuß stört
mit dumpfem Takt des Jungen Traum.



Ungeschönte Erinnerungen: Cover von »Kindheit im Kohlenpott«.

Aus »Kindheit im Kohlenpott« (1946)

Burgmunda

Wenn ich die Augen schließe und ganz angestrengt zurückdenke, dann taucht von den 14 oder 18 Häusern, in denen ich meine Jugend verbracht habe, das auf, an das meine ersten Erinnerungen zurückreichen. Es ist ein großer vierstöckiger Bau aus dunklen verrußten Ziegeln, mit endlosen Fluren und blankgerutschten Treppengeländern. Hinter dem Hause ist der Himmel von zahllosen Wäscheleinen zerschnitten, die von den Fenstern des Hauses zum Dach des niedrigen Schuppens herüber gespannt sind, in dem die Bewohner des Gebäudes sich ihre Kaninchen halten. Manchmal riecht es nach Fäkalien. Dann liegt ein dicker Schlauch im Hof. Wie ein Lindwurm, der die Abortgruben leer trinkt, deren Inhalt in einem großen Faß zu den Gärten gefahren wird, die damals noch überall da sich befanden, wo heute endlose Häuserblocks sich erheben.

Dieses Haus war eine der ältesten Mietskasernen meiner Vaterstadt und wurde, weil es so groß war, im Volksmund die Burgmunda genannt. Manche nannten das Haus auch nur die 88, nach der Hausnummer, die es trug. Das Leben in diesem Hause war das elendste und erbärmlichste, das sich denken läßt; aber wenn meine Mutter in späteren Jahren von der Zeit sprach, da sie in diesem Hause gewohnt, sprach sie nur von den schönsten Zeiten in der 88. Sie war jung gewesen in diesem Hause. Und das hatte ihr dieses Haus und seine Bewohner verklärt.

Jetzt ist die 88 lange abgerissen. Ein modernes Wohnhaus steht da. Mit grauem Putz und Stuck vor den Fenstern. Unten ist eine Wirtschaft darin, ein Kaffeegeschäft und ein Blumenladen. Oben, ungefähr da, wo ich meiner Mutter,

die die Stube schrubbt, direkt in den Besenstiel lief, an welchen Vorfall heute noch eine Narbe erinnert, die meine Stirn und meinen Steckbrief ziert, wohnt heute ein Landtagsabgeordneter, woraus man sehen kann, was für ein feines Haus das geworden ist. Damals jedoch war es noch die Burgmunda.

Ein Zimmer besaßen wir in diesem Riesenhaus. Mein Vater war selten zu Hause, da er auf Montage arbeitete und so war meine Mutter, um Miete zu sparen, auf dieses eine Zimmer gezogen. Ich sehe es noch deutlich vor mir. Die Matratze des nicht aufgestellten zweiten Bettes war hochgestellt und stand zu Füßen des anderen Bettes. Vor diesem Bette stand ein Tisch. An den Wänden Schränke und die Seitenteile der Bettstelle. Auf dem Tisch eine Petroleumlampe mit großer weißer Kuppel. Eines Tages hat mein Vater diese Lampe genommen und sie hoch in den Händen gehalten, als wolle er sie in die Stube werfen. Meine Mutter schrie, ich wurde wach, klammerte mich an sie und schrie ebenfalls. Dann hat mein Vater die Lampe wieder hingestellt und was weiter geschehen ist, weiß ich nicht. Aber dieses wurde die erste Erinnerung an mein Leben. Das mit der Narbe ist viel später gewesen.

Dann weiß ich noch, daß ich mit einem Holzpferd durch die Stube ritt. Manchmal saß ich auch am Fenster. Über uns wohnte ein Junge, der ließ häufig Seifenblasen herabwehen, die ich mit meinen Augen verfolgte, bis sie an den Schuppen kamen, der das Klosett barg und die Ställe für die Karnickel. Und jedesmal, wenn sie hier ankamen, platzten sie. Und sie schillerten grün und blau und gelb und ich glaube, ich habe in meinem ganzen Leben nicht mehr so viel Freude an Seifenblasen gehabt. [...]



*Abb. aus »Kindheit im Kohlenpott« von G. Adolf Rent-
schler.*



Leihhausgeschichten

Die Jahre nach dem ersten Weltkriege haben dem Arbeiter manche Errungenschaft gebracht, um die er lange vergeblich gekämpft hat, sie haben ihm ein größeres Maß politischer Freiheit gegeben und eine gewisse Sicherstellung seiner Existenz, aber eins hatte der Arbeiter der Vorkriegszeit dem Arbeiter von heute voraus: Er brauchte nicht arbeitslos zu sein. Ich erinnere mich nicht, meinen Vater auch nur ein einziges Mal längere Zeit hindurch ohne Arbeit gesehen zu haben. Dabei wechselte er häufig genug seine Arbeitsstelle. Ein einziges Wort, das ihm nicht gefiel, ein schiefer Blick vom Meister und er kam nach Hause mit dem bekannten Packen, der sein Arbeitszeug und das wenige Werkzeug enthielt, das sein Privatbesitz war.

Sah meine Mutter ihn so kommen, suchte sie, ohne ein Wort zu sagen, einen anderen Arbeitsanzug heraus, begann ihn zu flicken und meist schon am nächsten Morgen ging mein Vater mit einem saubereren Arbeitsanzug zu einer neuen Arbeitsstelle. Einmal nur erinnere ich mich, daß drei oder vier Tage zwischen Aufhören und Wiederaanfangen lagen. Aber damals muß ihm mehr kaputt gegangen sein als eine Hoffnung auf Zulage.

Es begann damit, daß meine Mutter ihn eines Morgens, als sie durchs Fenster blickte, mit dem bekannten Packen ankommen sah. De Olle het all wir in'n Sack gehocht, sagte sie wie gewöhnlich in solchen Fällen. Einige Minuten später war mein Vater schon oben, er schmiß seinen Packen in die Ecke und zog sich um. Als meine Mutter begann, ihm Vorwürfe zu machen, schickte man mich hinaus. Ich kam erst wieder, als mein Vater dabei war, sämtliches Porzellan, das der Büfettschrank enthielt, auf den Boden zu donnern. Als er mich sah, hörte er auf und ging fort.

Als er drei Tage später wieder nach Hause kam, hatte er den ganzen Lohnrest, den er ausgezahlt bekommen und

sein Fahrrad, versoffen. Aber er war wieder ruhig. Am nächsten Tage suchte er sich neue Arbeit.

Jetzt begann eine schwere Zeit für uns, denn bis zur nächsten Löhnung vergingen drei Wochen. Was blieb meiner Mutter, die so schon nie mit ihrem Geld auszukommen wußte, übrig, als ins Leihhaus zu gehen, wo sie alles, was an Wäsche und Kleidung im Augenblick entbehrlich schien, versetzte. Da sie natürlich nicht in der Lage war, die versetzten Sachen sogleich wieder einzulösen, oder, wenn sie sie eingelöst hatte, immer wieder in die Lage kam, sie versetzen zu müssen, wurden wir bald Stammkunden in den Leihhäusern der Stadt. Ich erinnere mich, daß ich Jahre hindurch jedes Jahr zum Verfalltage ins Leihhaus mußte, um die versetzte Wäsche verlängern zu lassen, die dann schließlich doch verfallen ist.

Aber es blieb nicht bei der Wäsche. Bald war es soweit, daß die Hose von meines Vaters Anzug häufiger im Leihhaus war, als daß sie zu Hause im Schrank hing. Auch die Schuhe meines Vaters verbrachten, solange sie nicht besohlt waren, ihre Freizeit im Leihhaus. Mit der Uhr meiner Mutter ging es ebenso und wenn sie nicht schließlich auch verfallen ist, so nur darum, weil sie meine Mutter an einen Jugendfreund erinnerte, der sie ihr zum Abschied geschenkt hatte. Weniger Sorge machte sie sich um ihren Trauring, der denn auch, nachdem er Jahre hindurch verlängert worden war, schließlich verfallen ist. Er hatte im Laufe der Jahre mehr an Zinsen gekostet, als er wert war.

Hatte meine Mutter die Gänge zum Leihhaus zunächst selbst erledigt, so fand sie es doch bald bequemer, mich zu schicken, zumal solche Gänge immer sehr viel Zeit in Anspruch nahmen. Anfangs schickte sie mich nur sonntags fort, um die Sachen, die am Sonntag gebraucht wurden, einzulösen. Bald jedoch, nachdem ich erst mit dem Betrieb vertraut war, schickte sie mich auch fort, um das eine oder andere entbehrliche Stück zu versetzen. So konnte ich bald

alle Pfandleihen der Stadt. Ich wußte, daß Ramrath, das war ein kleiner Pfandleiher in der Zimmerstraße, für Gold und Uhren mehr gab als für Wäsche und Kleidungsstücke, die wieder bei Eick in der Nicolaistraße besser bewertet wurden. Außerdem kam noch das Städtische Leihamt in Betracht, wo man damals alles das versetzte, was kein anderer Pfandleiher haben wollte. So lange eine Hose nicht geflickt war, mochten auch Sonne, Mond und Sterne durch die Sitzfläche schimmern, konnte man sie bringen. Zwei Mark bekam man immer noch im Städtischen. Manchmal auch drei Mark. Selten mehr, denn im Städtischen legte man Wert darauf, daß die Sachen nicht zu hoch beliehen wurden, damit den Besitzern das Einlösen nicht so schwer fiel. Worauf die privaten Pfandleihen keinen Wert legten. Obwohl mein Vater stets einen guten Anzug besaß, der, wenn wir ihn versetzt hätten, mehr gebracht hätte, als die ganzen Klügelbrocken, die ich Woche um Woche fortbrachte, zusammen, haben wir nie den ganzen Anzug versetzt. Immer nur die Hose oder die Schuhe. Meine Mutter wollte eben immer mit den paar Mark, die sie für so ein Teil bekam, rumkommen und wenn es dann doch nicht gelang, dann mußte eben nochmal ein kleines Teil für zwei oder drei Mark weggebracht werden.

Was im Laufe der Woche versetzt worden war, wurde sonnabends zurückgeholt. Und montags bis donnerstags wieder fortgebracht. Das mußte wohl nicht nur bei uns so sein, denn sonnabends abends herrschte in allen Pfandhäusern der Stadt stets ein reger Betrieb. Wohl ein Dutzend Jungens in meinem Alter kamen aus allen Vierteln des Nordens zusammen in die Enge des Ramrathschen Leihhauses, wo wir auf den Tischen herumsaßen. Einige erkletterten sogar das Gebälk der Treppe, die aus dem Ladenraum in die höher gelegene Pfandkammer führte. Von dort oben blickten wir in das Gewimmel der Menschen hinunter, die sich Kopf an Kopf zu unseren Füßen drängten.

Männer, Frauen, Mädchen, Körper an Körper, eine dichte unlösliche Masse. Unerträglich die Atmosphäre in diesem Raum, die sich aus verbrauchter Luft, Schweiß und den übrigen Ausdünstungen der an regelmäßiges Baden nicht gewöhnten Körper zusammensetzte. Manchmal kreischte eines der jungen Mädchen, wenn ihm wer, von dem sie das nicht wollte, zu nahe kam. Dann blickte der alte Ramrath, der mit seinem langen Bart und dem Samtkäppchen von dem er sich nie trennte, aussah wie das lebendige Buch Moses, nur auf und schüttelte wie ein Weiser seinen Kopf. Zu schimpfen wagte er nicht. Das besorgten seine Töchter, die mit dicken Ballen ausgelöster Pfänder aus der Kleiderkammer kamen und ehe sie mit neuen Scheinen verschwanden, ein energisches: Ruhe! in den brodelnden Menschenhaufen warfen. Gelegentlich kam es vor, daß einem, der hier wartete, das Pfand, kaum daß er es in Empfang genommen, entwendet wurde. Dann gab es großes Hallo, aber die Menge duldete nicht, daß der Betrieb allzu lange ins Stocken geriet, und so ging man über solche Fälle zur Tagesordnung über. Zu guter Letzt, wenn alle Anwesenden den Laden verlassen hatten, fand sich dann wohl eine bestohlene Frau in einer Ecke, wo sie weinend gewartet hatte, weil sie hoffte, sie würde wieder zu ihrem Eigentum kommen. Dann war es natürlich zu spät. Der alte Ramrath zuckte die Achseln und verwies die Weinende an die Polizei, die natürlich auch nicht mehr helfen konnte. Solche Erlebnisse im Verein mit den unausbleiblichen Gedanken über die Gerechtigkeit der Welt, waren natürlich alles andere als Erbauungen für eine schwanke Seele, aber wer kümmerte sich um die Seele eines zehnjährigen Arbeiterkindes? Und schließlich, was hat es mir geschadet? Ich habe ein wenig früher als andere das menschliche Elend gesehen und der Gemeinheit ins Auge geschaut, nun gut, auf ein paar Jahre kommt es nicht an. Und wenn ich hier gelernt habe, im Umgang mit Menschen vorsichtig zu sein,

so ist das eine Sache, für die man im Leben immer Verwendung hat.

Nun war jedoch das wichtigste bei all diesen Exkursionen, daß mein Vater nichts davon wissen durfte. Und auch aus diesem Grunde mußte am Samstag Abend, was im Laufe der Woche versetzt worden, zurückgeholt werden, damit mein Vater am Sonntag im Schmuck seines guten Anzugs und der guten Schuhe den Wohlstand des deutschen Arbeiters spazierenführen konnte. Da aber nicht immer alles bei Ramrath war, mußten wir manchmal zu zweien los. Entweder ging ich zu Eick, während meine Mutter zu Ramrath ging, weil das näher war, oder wenn meine Mutter sowieso in die Stadt mußte, machten wir es umgekehrt. Hatten wir dann unsere Sachen, kam das schwerste Stück Arbeit, nämlich die ausgelösten Stücke in die Wohnung zu schmuggeln, denn mein Vater, der inzwischen seine Zeitung las oder sich hingelegt hatte, um etwas auszuruhen, durfte ja von nichts was wissen. Ich weiß nicht, ob er wirklich so dumm war, daß er nie merkte, was um ihn herum vorging, oder ob er sich nur dumm stellte, um sich von seinem täglichen Glase Bier und dem sonntäglichen Rausch nichts abziehen zu müssen, vielleicht auch war das ganze nichts als ein Gesellschaftsspiel, bei dem jeder die Karten des andern kannte, aber so tat, als kenne er sie nicht. Was mich anging, ich spielte ehrlich.

Das Spiel ging auf, solange es sich darum handelte, Samstags abends, ehe mein Vater ausging, die Schuhe und die Hose zurückzukriegen. Vermißte er die Schuhe, so war es nicht schlimm, sie konnten gerade beim Schuster sein. Schwieriger war es mit der Hose, die denn auch immer zuletzt fortgebracht und zuerst zurückgeholt wurde, aber es kam auch vor, daß mein Vater mitten in der Woche auf die Idee kam, sich plötzlich umzuziehen, weil irgendwo eine Veranstaltung war, an der er teilnehmen wollte. Dann war Holland in Not. Aber meine Mutter und ich, wir hielten in

solchen Fällen zusammen. Echter Sportgeist beseelte uns und wenn es nur gelang, den Vater lange genug hinzuhalten, gewannen wir das Spiel.

So lagen die Sachen, als mein Vater eines Nachmittags nach Hause kam und sich sofort umziehen wollte, weil er fort mußte. So, er wollte fort? Ja, is gut, sagte meine Mutter, is alles in Ordnung. Iß erst mal, dann lege ich dir alles zurecht.

Mein Vater aß. Er aß sehr hastig. Ein wenig zu hastig, fand meine Mutter, aber das machte ja wohl nichts. Sie ließ ihn essen und legte ihm unterdessen alles zurecht. Den Kragen, den Schlips, die Manschetten und natürlich den guten Anzug, dessen Hose zufällig noch nicht fort war, dann verließ sie die Wohnung. Sie hatte auf dem Flur zu tun. Aber was sie da suchte, war wohl nicht da und so kam sie bald wieder in die Küche zurück.

Gerade kam mein Vater aus dem Schlafzimmer und fragte: Wo sind denn die Schuhe?

Die Schuhe? Sind sie denn nicht da? Großes Suchen. Nein, sie waren nicht da. Ach, die sind beim Schuster.

Quatsch doch nicht so dumm, die sind doch erst vorige Woche beim Schuster gewesen.

Ach, is ja auch wahr. Dann muß der Junge sie verschleppt haben.

Wo ist der Große?, schrie mein Vater. Seit ich zwei Brüder hatte, hieß ich zu Hause nur noch der Große.

Wo ist der Große?, schrie mein Vater nochmal.

Ja, wo war der Große? Der war schon lange mit Mutters Uhr unterwegs, um sie zu versetzen und für den Erlös die Schuhe meines Vaters einzulösen. Der mußte jeden Augenblick wiederkommen, aber er kam noch nicht.

Wo der Junge ist, fragte mein Vater nochmal und diesmal brüllte er. Ich weiß nicht, sagte meine Mutter. Will mal nachsehen. Und froh, einen Grund zu haben, die Wohnung zu verlassen, in der dicke Luft war, ging sie nach

draußen. Als sie mich kommen sah, machte sie mir ein Zeichen und ging wieder zurück in die Wohnung, wo mein Vater inzwischen immer noch nach seinen Schuhen suchte. Ich hatte verstanden. Ich verbohrt die Schuhe in der Fensternische auf dem Flur und ging harmlos lächelnd hinein. Wo hast du dich rumgetrieben, brüllte mein Vater mich an. Mochte er nur brüllen. Ich kriegte nachher, wenn er weg war, einen Groschen.

Ich war auffe Straße, antwortete ich. Und wo hast du meine Schuhe? Welche Schuhe? Ich weiß nicht.

Wo du die Schuhe hast, fragte mein Vater, aber ich wußte es immer noch nicht. Inzwischen war meine Mutter herausgegangen und hatte die Schuhe unter der Küchenschürze in die Wohnung geschmuggelt. Sie ging damit ins Schlafzimmer und ehe noch mein Vater dazu kam, mir eine runterzuhauen, rief sie plötzlich: Hannes, loh douk den Jungen in Rau. Kiek liäwer biäter tau un dau dine Döppe open. Hier sünd jo de Schau.

Wirklich, da standen sie. Schön unter dem Schrank, wo' sie immer standen.

Ja, Gottverdammich, bin ich denn blind gewesen, sagte mein Vater und nahm die Schuhe, um sie anzuziehen.

Als er den zweiten Schuh in die Hand nahm, fiel sein Blick zufällig unter die Sohle, auf der in großen Zahlen die Nummer, unter der die Schuhe eine Stunde zuvor noch im Leihhaus gestanden, geschrieben war. Er blickte mich an, knurrte etwas, was wie verdammte Bande klang, aber er sagte nichts. Wir hatten das Spiel mal wieder gewonnen.

Nebenverdienste

Meine Mutter sah bald, daß das Leihhaus keine Rettung war. Was sie am Montag an barem Geld erhielt, mußte sie am Samstag wieder hintragen und die Zinsen dazu. Es

mußte ein anderer Weg gefunden werden, um aus dem Bruch herauszukommen. Zwar nähte sie immer noch, aber da aus dem einen Jungen inzwischen drei geworden waren, blieb ihr nicht allzuviel Zeit, gegen Entgelt zu nähen. Blieb als letzte Möglichkeit: Das dritte Zimmer. Ich brachte eine Annonce zur Zeitung, in der am nächsten Tage zu lesen war: »Möbliertes Zimmer an jungen Herrn oder anständiges Fräulein zu vermieten.« Es meldete sich ein älteres Fräulein, das für einen Zeitschriftenvertrieb reiste. Das Mädchen war sehr anständig und ebenso arm. Sie zahlte drei Mark pro Woche und verdarb an den Möbeln für fünf Mark; denn sie kochte sich ihre Mahlzeiten zu Hause auf dem Spirituskocher. Als sie eines Tages, außer daß sie die Politur sämtlicher Möbeln verdorben, auch noch mit ihrer Kofferstange den großen Spiegel zerschlug, bat meine Mutter sie, sie möchte sich ein anderes Zimmer suchen.

Ein Ehepaar bezog nun das Zimmer. Mit zwei Kindern. Die Kinder schliefen auf einer Matratze, die meine Mutter jeden Abend auf die Erde legte. Als die Familie einige Wochen bei uns gewohnt, kam heraus, daß die Polizei sich für sie interessierte. Vater sagte, schmeiß sie raus. Mutter sagte, ich kriege noch für vier Wochen die Miete. Nachher kann ich hinterherlaufen. Als sie acht Wochen im Rückstand waren, gingen sie von selber. Ich mußte zur Polizei und nachfragen, wo sie hingezogen waren. Dann mußte ich jeden zweiten Tag hin und um Geld bitten. Aber ich habe keins bekommen.

Mit dem Zimmervermieten hatten wir also kein Glück. Soll sich der Junge eine Stelle nehmen, entschied die Mutter. Andere Blagen haben auch 'ne Stelle. Das stimmte. Kalle Witkop, dessen Eltern im Nebenhouse ein Milchgeschäft betrieben, half jeden Morgen beim Austragen der Milch. Auch beim Kassieren half er, und daß dabei der Erlös für mehr als einen Liter Milch in seine Tasche ging, war die andere Seite dieser Hilfe. Nentstiels Jungens halfen

ihren Eltern, die ein Marktgeschäft hatten, ebenfalls. August Düllberg wieder hatte eine Stelle als Kegeljunge in einer Wirtschaft. Jupp Wilke hatte eine Laufstelle in einer Drogerie.

Es war also eine beschlossene Sache, der Junge soll eine Stelle nehmen. Aber ich habe keine gekriegt. Ich hatte wohl kein Glück. Ein paarmal habe ich mich vorgestellt, wenn wo ein Schuljunge oder Laufbursche gesucht wurde. Einen Abend habe ich auch mal Kegel aufgesetzt, aber zu einer richtigen Stelle gehört eine Arbeitskarte. Und die hatte ich nicht, denn ich war damals noch keine zwölf. Und als ich zwölf Jahre alt war, hatte sich's mein Vater schon wieder anders überlegt. Ich sollte lieber meine Schularbeiten machen. Für Essen und Trinken Sorge er.

Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. Und wenn auch der Vater für alles sorgt und die Mutter ihr Teil dazu tut, es gibt doch Dinge, um die weder Vater noch Mutter sich den Kopf zerbrechen und die für einen richtigen Jungen ebenso wichtig sind wie das tägliche Brot. Da hat einer für so gut wie gar kein Geld einen zwar nicht ganz heilen, aber leicht reparierbaren Tesching zu verkaufen. Auch die Fletsche muß mit neuem Gummi versehen werden. Oder ein paar seltene Briefmarken oder Münzen sollen erstanden werden und für all diese Dinge muß Geld da sein. Und es war auch immer da. Denn mochten sich unsere Eltern noch so viel Sorgen machen, wie sie von einem Tag auf den andern kamen, wir Jungen hatten immer Geld. Auch wenn wir es nicht für die vielen kleinen Gänge und Besorgungen bekamen, die zu den wichtigsten Aufgaben des Arbeiterkindes gehören.

Da war zum Beispiel das Sammeln von Lumpen. Wer da nicht zu zimperlich war, um auch mal Dinge anzufassen, von deren Eigengeruch man sich nur durch Waschen in heißem Wasser unter gleichzeitigem Verbrauch von sehr viel Seife zu befreien vermochte, konnte sich manchen

Groschen zusammensuchen. Auf verlassenem Bauplätzen, Schuttbladestellen, in Aschenkästen und Rumpelkammern fanden sich immer wieder Lumpen, die uns die Klüngelkerls, die mit ihrem ewigen: »Kinderkes, bringt Klüngelkes, wenn auch drin geschissen äs«, groß und klein an ihren Wagen lockten, gerne abnahmen. Mit Vorliebe suchten wir in der Nähe bewohnter Baubuden herum und nicht selten kam es vor, daß wir hier einen ganzen Anzug, der seine Dienste als Arbeitsanzug getan, fanden. Mit einem Stock, der uns den Spaten ersetzte, buddelten wir überall die Aschenberge um, denn wir wußten, daß die wertvollsten Dinge nicht im Lichte liegen und warten, daß wer über sie fällt.

Einmal fanden wir hinter einem Bahndamm ein blutbeflecktes Hemd, das noch ganz war und darin eingewickelt ein Kind. Es war tot und ebenfalls voll Blut. Kalle, der dabei war, als wir den Fund machten, wollte es gerade am Bein packen und wie eine tote Katze durch die Luft schleudern, als uns einfiel, daß es nichts alltägliches ist, wenn man inmitten von Schutt und Asche ein totes Kind findet. Wir gruben das Kind also wieder ein. Doch die Polizei, die von der Sache erfuhr, grub es wieder aus und besuchte uns in der Schule, wo wir weidlich ausgefragt wurden. Wir sagten, was wir wußten, auch, daß wir das Hemd mit den übrigen Lumpen verkauft hatten. Wenig genug hatten wir dafür bekommen, obwohl es noch ganz und ohne Löcher war. Der Lumpenhändler hat uns für diese Auskunft nicht gedankt, denn die Polizei holte das Hemd bei ihm ab, ohne ihm die paar Pfennige, die er uns dafür gegeben, zu ersetzen. Es liegt sicher heute noch bei den Akten, die damals über den grausigen Fund, den wir gemacht, angelegt wurden.

Mehr als der Verkauf von Lumpen brachte der von Alteisen ein. Schon, weil da größere Gewichte in Frage kamen. Hier gab es auch Spezialisten. Zum Beispiel solche, die nur Kon-

servendosen sammelten. Die zogen mit großen Säcken los, die immer sehr bald voll waren. Andere legten sich wieder darauf, von alten Zäunen vergessene Beschlagteile loszureißen und zu verkaufen. Noch andere suchten hauptsächlich Hufeisen und scheuten sich nicht, in der Nähe von Schmieden herumzulaufen und ihrem Finderglück durch »Fünf Finger und einen Griff« ein wenig nachzuhelfen. Wurden sie dabei erwischt, sagten sie, sie wollten das Hufeisen nur für Glück haben und durften es dann meist behalten. Auch alte Pfannen, Radreifen, Matratzenfedern, Kinderwagengestelle und Nägel sammelten wir.

Sehr begehrt war auch Schlackeneisen, das wir auf den Bahndämmen fanden, die meist entweder aus angefüllter Hochofenschlacke bestanden oder aber als Schienenunterlage mit Hochofenschlacke beschottert waren. Von Schwelle zu Schwelle zogen wir, und jedes Schlackenstück, das rostrot war, wurde aufgehoben und geprüft, ob es genug Eisen enthielt. War es für seinen Umfang schwer genug, wurde es in den Sack gesteckt und mitgenommen.

Auch die Vorplätze der Zechen waren damals noch nicht so streng bewacht wie heute, und so trieben sich ständig Dutzende von Jungen mit kleinen aus Margarinekisten und Kinderwagenrädern zusammengehauenen Karren und Säcken vor den Kohlenrutschen herum, um die beim Verladen niederfallenden Kohlen vom Boden aufzulesen. Natürlich kam es dabei auch mal vor, daß ein Junge, der gar zu viel Wagemut bewies und unter den Rädern der hier wartenden Kohlenkarren herumkroch, von einem plötzlich anziehenden Karren überfahren wurde, was für einige Tage eine strengere Beaufsichtigung des Zechenplatzes nach sich zog.

Andere Jungen verdienten sich durch Päckskenschnüren, wie das Besorgen von Paketen und der Transport von Reisegepäck von und zum Bahnhof genannt wurde, manchen

Groschen, doch zog man sich bei dieser Beschäftigung leicht den Haß der am Bahnhof stationierten Dienstmänner zu, die sich durch unlauteren Wettbewerb um ihren Verdienst gebracht sahen.

Dichteritis

Nachdem ich mit so schmerzlichem Erfolg, der mein Ansehen jedoch nur noch hob, war ich doch ein Märtyrer der Kunst geworden, den Pegasus einmal bestiegen, tummelte ich mich in Zukunft öfter auf diesem mir gar nicht so störrisch erscheinenden Gaul, der sich zu den banalsten Ausritten mißbrauchen ließ. Denn ob meiner Mutter das Essen anbrannte, woraus sich dann der übliche Krach entwickelte, der der Grund zum Reichtum der Porzellanfabrikanten ist, oder ob ich mir in den Finger geschnitten; ob es darum ging, unsern Geographielehrer anzudichten in den schönen Versen: Stiefe Steiflein, unser Lehrer, der war früher Straßenkehrer, die erst mit dem erhebenden Schluß: Wenn wir aus der Schule kommen, wird er zwischen's Knie genommen, ihr Ende fanden, oder ob es ein Weihnachtslied umzudichten galt; wenn es sich hinten reimte, war ich vorne glücklich. Die meisten dieser Verse waren so schlecht, daß es gefährlich ist, sie mit vollem Magen zu lesen, aber es waren auch solche darunter, an denen ich heute noch meinen Spaß habe, weil sie mir jene nun vergangene Zeit in die Erinnerung zurückrufen.

Eine große Rolle spielte in diesen Gedichten wie überhaupt in unserer Phantasie der Stock, mit dem wir von unseren Lehrern verhauen wurden. Und so endete denn die Um-dichtung eines bekannten Weihnachtsliedes mit diesem schon recht bissigen Vers:

Damit das Fest ihr froh verlebt
und euer Herz zum Herrn erhebt,
drum gibt der Lehrer, weil er muß,
euch mit dem Stock den Weihnachtsgruß.

Kurz nach Weihnachten dieses Jahres, es war das letzte, das ich in der Schule verbrachte, war dann jene bekannte Wahl, bei der die Sozialdemokraten 110 Sitze errangen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die allgemeine Erregung und Freude über diesen Sieg, der als Beweis für den unaufhalt-samen Fortschritt der einigen Arbeiterklasse galt, auch mich, der ich doch zu Hause nur sozialistische Zeitungen zu Gesicht bekam, beeindruckte, und so feierte ich denn in einem neuen Gedicht den Sieg der Sozialdemokraten. Das Gedicht hatte diesen Schluß:

Das Volk hat schon lange die Faust geballt, nun
ist es den Reichen heimgezahlt.
Im Reichstag sitzen jetzt 110
Rote. Das läßt sich sehn.

Es war kein sehr schönes Gedicht, aber das hinderte mich nicht, stolz darauf zu sein. So stolz, daß ich es auf einen schönen Bogen Papier schrieb und es zur Arbeiterzeitung brachte. Natürlich sagte ich nicht, daß ich es gemacht hätte, sondern schob einen gar nicht existierenden Onkel vor. Der Redakteur, der das Feuilleton betreute, warf jedoch nur einen Blick auf das Manuskript und meinte dann: Sag' deinem Onkel, er müsse viel Gedichte lesen, dann würde es mit der Zeit schon werden.

Ich habe den Rat jedoch nicht befolgt, denn mir ging es damals wie den meisten Menschen, ich hielt Versmachen für eine schöne Beschäftigung, aber Verselesen schien mir etwas Furchtbares und da hatte ich ja nicht unrecht, denn Verse zu lesen erfordert viel Verständnis für Feinheiten und

Schönheiten der Sprache, wo sollte ich das damals herhaben, der ich doch froh war, die deutsche Sprache soweit zu beherrschen, daß ich einen einfachen Gedanken in verständlichem Deutsch niederschreiben konnte.

Um dieselbe Zeit, also zu Beginn des Jahres 1912, streikten im Ruhrgebiet die Bergarbeiter. Ein Streik war damals noch eine aufregende Sache. Schutzleute sperrten die bestreikten Gruben in weitem Umkreise ab. In den umliegenden Straßen staute sich die Menge, um vorübergeführte Arbeitswillige zu beschimpfen und mit dem zu bewerfen, was sie in den Augen der Streikenden waren: Mit Dreck. Berittene drängten die immer wieder vordrängende Menge zurück und nur uns Jungen gelang es, näher an die Tore der Zeche Kaiserstuhl, vor der sich aufgeregte Szenen abspielten, heranzukommen.

Eines Tages kam ich dazu, als man ein paar Streikbrecher, als wären es Verbrecher, zwischen Polizisten nach Hause geleitete. Furchtsam schritten sie zwischen den Pickelhauben einher, beschimpft von der Menge und mit Kot beworfen. Die Schutzleute, die so schnell als möglich aus der auch für sie unangenehmen Situation herauszukommen versuchten, trieben die von ihnen Geführten zur Eile an. Doch das half nichts. Plötzlich kamen aus der Menge ein paar Männer hervorgeschossen. Ehe die Schutzleute ihren Säbel blank hatten, rissen sie die Streikbrecher aus ihrer Mitte heraus und zerrten sie fort, um sie gründlich zu verhauen. Erst als Berittene anrückten, ließen sie von ihren Opfern ab. Da die Schutzleute nur mit der flachen Klinge zuschlugen, wurde der ganze Vorfall, bei dem diejenigen, die sich unter den Schutz der Polizei begeben, die einzigen Leidtragenden waren, ohne besonderes Blutvergießen erledigt. Und wenn ich nicht auch über diesen Vorfall ein Gedicht gemacht hätte, hätte ich ihn wohl lange vergessen. Das Gedicht gipfelte in folgenden Versen:

Zwei Streikbrecher kommen zum Tore heraus,
die wollen geh'n von ihrer Arbeit nach Haus,
um sie zu schützen vor des Volkes Wut,
nehmen zwei Pickelhauben sie in ihre Hut;
doch die Schutzmänner werden zur Seite gedrückt,
den Streickbrechern dann auf den Leib gerückt.
Die kriegen nun tüchtige Schläge mit
und morgen geh'n sie nicht mehr zum Pütt.
Die Schutzmänner werden verstärkt bis auf acht,
die haben die Streikbrecher nach Hause gebracht.
Vor dem Hause der Streikbrecher das Volk sich
staut,
bis die Polizei mit dem Säbel dreinhaut.

Als dann einige Tage später Militär ins Revier gelegt wurde,
bestieg ich den Pegasus nochmal. Obwohl die Husaren mit
der Bahn gekommen waren und ohne besonderes Aufsehen
in einigen Sälen der Stadt einquartiert worden waren, ließ
ich sie auf feurigen Rappen in die Stadt reiten. Berittene
reiten eben immer auf feurigen Rappen und dann reimte es
sich auch so schön auf die dunklen Knappen, von denen
ich zu sagen wußte:

Die Bergleute fordern nur ihr Recht,
und auch der Lohn ist ihnen zu schlecht.
Und wenn alle streikten, das wäre gut.

Doch alle streikten leider nicht. Sie fühlten sich wohl in der
Schutzleute Hut und gingen doch zur Schicht. Also galt es
sie zu ermahnen:

Aber denen, die nicht streiken, sei es gesagt,
daß einer sich wie der andere plagt;
und werfen die einen die Brocken hin,
so nützt es auch ihnen. Wo steht denn ihr Sinn?

Ihr Sinn stand eben noch wo anders und so wurde denn dieser Streik mit einem mageren Vergleich, der einem Verlust gleichkam, abgeschlossen. Eine große Kraft war mal wieder vertan.

Aus »Die Holtmeiers« (1946)

Aus unterirdischen Reservoirs, verstärkt durch das Grundwasser, brach der Strom von Stunde zu Stunde stärker hervor. Schon war die Zimmerung des Schachtes unterspült, und das Gebälk stürzte tosend in den Schachtsumpf. Dann kam der schwere Tag, da man einsehen mußte, daß die vorhandenen Pumpen nicht ausreichten, den Wasserspiegel zu senken. So entschloß man sich den Schacht aufzugeben und ihn bis zur Einbruchsstelle des Wassers zuzukippen.

Für die vielen Männer, die auf der neuen Anlage ihr Brot gefunden, war es, als wäre die Sonne untergegangen. Die zentrale Kraft, die sie nährte und aufrecht hielt, war aus ihrem Leben genommen.

Sie waren einzeln ins Land gekommen. Der eine von hier, der andere von dort. Jeder mit einem eigenen Ziel, das zu erreichen er sich vorgenommen. Wie oft hatten sie ihr Schicksal verflucht, das sie zwang, ein Leben unter der Erde zu führen. Wie oft hatten sie die Zeche verwünscht, die ihre beste Kraft nahm und sie verwandelte in schwarzen, kohlschwarzen Dreck, der für sie wirklich nur Dreck war, den sie Tag um Tag schluckten und der selbst dann noch ihren Speichel färbte, wenn sie wochenlang der Grube ferngeblieben waren. Wie oft hatten sie voll Wut die Faust geballt, wenn man ihnen den Lohn kürzte oder sie sich bedrückt fühlten durch die Härte der Vorgesetzten. Und wenn sie das alles ertrugen, dann nur, weil sie glaubten, diesem Zwang jederzeit entrinnen zu können, wenn sie die Zeche verließen. Und nun hatte die Zeche sie verlassen. Sie mußten spüren, daß die Zeche ihr Schicksal war, daß sie alle mit ihr zusammenhingen.

Demütig verfolgten sie die Steiger und Betriebsführer mit ihren Blicken. Vielleicht war doch noch eine Hoffnung.

Aber sie sahen es an ihrem müden Gang, auch jene glaubten nicht mehr an eine Rettung.

Und doch, es konnte nicht sein, daß man die Zeche einfach ersaufen ließ! Dann verloren sie ja alle ihr Brot. Ja, das würden sie wohl, wenn sie nicht woanders unterkamen. Aber wo sollten sie unterkommen? Sie hatten Frau und Kinder, und einige hatten sich mit der Zeit sogar ein kleines Haus gebaut. Das konnte sie doch nicht einfach alles liegen und stehen lassen. Vielleicht würde die Zeche auch wieder aufgemacht, wenn sich das Wasser erst einmal verlaufen hatte. Das mußte man abwarten. Gut, aber bis dahin mußte man doch leben. Ja, wovon hatten sie denn früher gelebt, als die Zeche hier noch nicht war? Und die Fabriken nicht, in die sie ihre Jungen schickten. Vielleicht war es so übel garnicht, wenn sie mal wieder den Spaten in die Hand nähmen und ein Stück Land ummachten. Die Kohlenkarline machte das all die Jahre schon. Ja, die Kohlenkarline, die hatte auch Land. Aber sie, sollten sie das Land vielleicht auf dem Buckel hertragen? Überall, wo früher einmal eine Wiese oder ein Acker war, stand ja heute eine Fabrik. Oder man hatte Häuser dahingesetzt. Und wenn auch da und dort noch ein unbebautes Grundstück lag, sollten sie vielleicht die Finger in die Erde legen und warten, daß daraus etwas wüchse? Und wenn ihnen wirklich jemand Saatgut gab, wovon sollten sie leben, bis die Zeit der Ernte kam? Oh, es waren viele Fragen, die da mit einem Male auftauchten. Nun, man mußte es nehmen, wie es war. Vielleicht war es doch das Schlechteste nicht, wenn man auf anderen Zechen unterzukommen suchte. Mochte der Weg zum Arbeitsplatz auch etwas weiter sein. Wenn man nur erst wieder Arbeit hatte.

Und nun begann ein harter Kampf um jeden freien Platz. Vor den Annahmebüros der Zechen stauten sich die Bergleute. Aber wenn es einmal eine Zeit gegeben, da man Agenten bezahlte, um Männer für die Grube anzuwerben,

jetzt kannte man nur ein Achselzucken für die, die da um Arbeit baten. Und wenn einer wirklich das Glück hatte, daß man ihn zur Anfahrt bestellte, dann hatte gewiß ein anderer dafür gehen müssen. Die Zechen, die jetzt mehr Männer zur Verfügung hatten, als sie bedurften, siebten ihre Leute. Mancher, der sich bei seinen Vorgesetzten unbeliebt gemacht, sei es, weil er mit seiner Förderung im Rückstand blieb oder aus einem anderen Grunde, mußte abkehren. Aber ob auch die, die ihre Arbeit behielten, mehr arbeiteten als je, ob sie früher anfuhrten und später nach oben kamen, die Verdienste wurden geringer. Dabei mußte in mancher Familie ein Sohn oder ein Vater, der seine Arbeit verlor, von dem verringerten Verdienst mit durchgehalten werden. Manche Familie wurde nun auf eine harte Probe gestellt. Und manche Frau, voll Ungeduld über das Mißgeschick, in das sie durch das Schicksal ihres Mannes geraten war, verlor die Herrschaft über sich und ihren Mann dazu, der in der Kneipe saß und in scharfen Getränken einen billigen Trost suchte. Denn das Merkwürdige wurde auch diesmal wieder wahr: mag der Mensch auch nicht wissen, an ein Stück Brot zu kommen, an Schnaps kommt er immer. Und im Schnaps suchte mancher seinen Trost, dem doch mit einem Stück Brot eher geholfen wäre.

Die Not war groß im Revier. Aber war sie schon so groß, daß sie nicht noch größer hätte werden können? Und sie wurde größer. Unbestimmt zunächst, aber dann immer hartnäckiger verbreitete sich das Gerücht, der Wassereintritt sei nicht zufällig erfolgt. Die Zeche habe ein Interesse an dem Unglück gehabt; denn der Schacht sei nicht rentabel gewesen.

Jeder im Revier wußte, daß das Unsinn war. Hunderte, die in der Nähe der Zeche wohnten, hatten die Betriebsführer herumrennen sehen, sie waren Zeuge der Anstrengungen gewesen, die man gemacht, um den Schacht zu retten und

das Unheil aufzuhalten. Es war Wahnsinn, etwas anderes zu glauben. Aber man glaubte an den Wahnsinn. Zu viele waren es, die unter dem Unglück litten. Sie, die in ihrem Leben öfter Böses als Liebes empfangen, konnten sich wohl nicht vorstellen, daß ihnen Böses geschah, ohne daß jemand da war, der dieses Böse wollte. Und da nicht Gott, an den sie nicht glaubten, ihnen diese Fügung schickte, mußte es die Macht sein, die nach Gott die meiste Gewalt auf Erden besaß: Das Kapital.

Was auch gegen die Zechenherren vorgebracht wurde, es fand gläubige Ohren. Man wollte nicht mehr klagen, Anklagen wollte man hören, und man hörte sie. Man glaubte, das Schwerste ertragen zu haben, nun wollte man es nicht länger tragen. Die sich so lange schwach gefühlt, fühlten sich plötzlich stark genug, mit ihrem Schicksal sich zu messen.

Es kam ein Morgen, da die Räder auf den Zechentürmen sich nicht drehten. Früh, wenn sonst die Männer zur Schicht gingen, waren die Wege die zu den Zechen führten, leer. Doch wenn es Mittag wurde, erwachten die Straßen, in denen die Bergleute wohnten, zu ungewohntem, fast sonntäglichem Leben. Überall sah man feiernde Bergleute in ihren Gärten arbeiten oder mit ihren Kindern spazierengehen. Manche standen auch an den Straßenecken und suchten mit feuriger Beredsamkeit die wenigen, die sich, unbeirrt durch all die Aufregung, auf den Weg zur Arbeit machten, von ihrem Vorhaben abzuhalten. Mit freundlichen Worten zunächst, aber wenn die Worte nicht halfen, drohten sie. Polizei mußte die, die hartnäckig blieben, an ihre Arbeitsplätze geleiten. Johlende Burschen empfangen sie, wenn sie nach der Schicht die Zeche wieder verließen. Es war ein Spießrutenlaufen, und jeden Augenblick konnte die aufgeregte Menge über sie herfallen. Was hätte ihnen dann der Schutz der Polizei genützt?

Die Zahl der Feiernden stieg. Waren es erst Tausende, die die Arbeit niedergelegt, so waren es nun schon Zehntausende und endlich sogar Hunderttausende, die sich gegen die Autorität stellten. Man legte Militär in die großen Säle der Stadt. Die Spannung stieg.



*Erich Grisar, nach einem Gemälde von Otto Honsalek, aus:
»Dortmunder Almanach« 1971.*

Aus »Der lachende Reinoldus« (1953)

Biergeschichten

Das Dortmunder Adambier, das nach dem Brauen eingegraben und vor dem Ausschank zehn Jahre in der Erde verwahrt wurde, hatte es in sich. So ist es ein Zeichen für die robuste Verfassung der alten Dortmunder, daß dieser saure Trunk, nach dem ein bekannter Wirt am Markt den Namen »Der saure Gottfried« trug, viele Verehrer hatte, die nicht schlafen konnten, wenn sie nicht vorher ihr bestimmtes Quantum getrunken hatten.

Von einem solchen Stammgast, der gewöhnt war, jeden Abend beim sauren Gottfried seine vier Glas Altbier zu trinken, erzählt Karl Prümer, daß er eines Abends bereits nach dem dritten Glase nach Hause gegangen sei. Der Erfolg war, daß er sich hinterher stundenlang in seinem Bette wälzte, ohne einschlafen zu können. Als ihm endlich die Erkenntnis leuchtete, schlug er sich vor den Kopf und weckte seine Frau. »Mine«, sagte er zu ihr, »ich habe mich vertan und habe statt vier nur drei Glas Bier getrunken. Ich muß das vierte noch haben und wenn es noch so geht. Hätte ich nur erst den »Sauren« all aus dem Bette«. »Ja«, sagte die Frau, »wenn du das meinst, dann zieh dich wieder an«.

Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen, kleidete sich an und trottete zum Markt. Unterwegs dachte er darüber nach, wie er es anstellen müßte, um den Wirt des »Sauren« wachzukriegen. Aber es kam ganz anders. Der Wirt des »Sauren« stand noch in der Haustür und sprach ihn an: »Sieh, auf Dich habe ich schon lange gewartet. Das wußte ich doch, daß Du wiederkamst.« Darauf schenkte er ihm ein Glas Altbier ein. Als er das getrunken hatte, ging er wieder nach Hause und konnte nun in Frieden schlafen.

Die alten Dortmunder hatten ein probates Mittel, um die Güte des ihnen vorgesetzten Bieres festzustellen. Und zwar wurde ein Krug Bier über eine Bank gegossen. Wenn sich dann drei Mann auf diese Bank setzten, mußte die Bank an ihren Sitzflächen kleben bleiben, wenn sie sich gleichzeitig erhoben. Bier, das diese Probe aushielt, war der Stolz Dortmunds. ..

Als im Jahre 1814 die Russen nach Dortmund kamen, glaubte ein Wirt, sein gutes Bier sei zu schade für die fremden Gäste. Er versteckte also sein gutes Bier und setzte ihnen mit Wasser getauftes Bier vor, das seither »Russenbier« genannt wird. Aber die Russen gehörten nicht zu denen, von denen man im Münsterlande sagt: »He süppt alles wat naß äß«; denn sie haben ihrem Quartierwirt die Hölle mächtig heiß gemacht, bis er doch noch mit dem guten Bier herausrückte.

Man nehme ...

Als Henriette Davidis, die die letzten Jahre ihres Lebens im Hause ihres Onkels in Dortmund lebte, ihr später so berühmt gewordenes Kochbuch geschrieben hatte, bot sie das Manuskript zunächst dem Buchhändler und Verleger Langewiesche in Elberfeld an, in dessen Haushalt sie einige Jahre als Stütze tätig gewesen war. Langewiesche hatte wohl Lust, das Buch zu übernehmen, aber um ganz sicher zu gehen, gab er die Arbeit seiner Frau zu lesen. Die war mit ihrem Urteil schnell fertig. Mit den Worten: »Was wird das Jettchen denn schon kochen können?« gab sie ihrem Manne das Manuskript zurück, womit das Schicksal dieses Buches, das einem anderen Verleger später ein Vermögen eingebracht hat, zunächst einmal entschieden war.

Die Bowle

Als der Dortmunder Orgelbauer Hubert eines Tages nach Münster kam, um dort eine der um die Jahrhundertwende so beliebten Konzertorgeln aufzustellen, wurde er von Professor Landois zu einer gemeinsamen Bowle auf die Tuckesburg eingeladen. Hubert, der schon ahnte, daß die Sache auf einen Schabernack hinauslaufen werde, den man ihm spielen wollte, ließ, ehe er der Einladung folgte, eine gute Bowle ansetzen, die er in einem unbewachten Augenblick in die Tuckesburg schmuggelte, wo bereits eine von Landois persönlich angesetzte Bowle aus Essigwasser mit darin schwimmenden Kartoffelschalen bereitstand. Als Landois bald darauf für einen Augenblick das Zimmer verließ, goß Hubert das auf dem Tische stehende Getränk durchs Fenster und ersetzte es durch die mitgebrachte Bowle.

»Nun trinken Sie doch,« ermunterte Landois die Anwesenden, als er bald darauf zurückkam und seine Gäste immer noch vor trockenen Gläsern sitzen sah. Ich selbst kann leider heute abend nicht mittun; denn ich habe entsetzliche Magenschmerzen und muß Kamillentee trinken.

»Wenn ich so frei sein darf,« sagte darauf Hubert, und goß sich das erste Glas voll, das er mit einem Schluck leerte. Der Professor kam mit Kamillentee nach, doch glaubte er seinen Augen nicht zu trauen, als er sah, daß sich der Orgelbauer bereits das zweite Glas einfüllte und es mit sichtlichem Behagen austrank.

Da auch die übrigen Gäste sich keinerlei Widerwillen anmerken ließen, wollte er schließlich von dieser Bowle, deren Zusammensetzung er doch sehr genau zu kennen glaubte, selbst probieren. Aber Hubert meinte: »Verkühlen Sie sich den Magen nicht, Herr Professor«, und nahm ihm den Schöpflöffel aus der Hand.

Landois, der den Kranken weiterspielen mußte, wußte nun,

daß nicht er seine Gäste, sondern diese ihn zum Besten gehalten hatten, und wenn später mal ein Dortmunder die Tuckesburg besuchte, sagte er regelmäßig: »Aus Dortmund sind Sie? A la bonheur. Da haben Sie einen Landsmann, der kann besser lügen als ich!«
Und das wollte etwas heißen, wenn Landois das sagte.

Technische Literatur

In die Krügersche Buchhandlung am Westenhellweg kam eines Tages ein Kunde, der nach der Blechschmiede von Arno Holz fragte.
»Technische Literatur, unten rechts«, gab man ihm bereitwilligst Auskunft.

Der Literaturpreis

Franz Müller-Frerich, den Dortmundern durch seinen Pferderoman »Pummelchen« und das hier zur Uraufführung gekommene Drama »Helgar« bekannt geworden, gründete in den dreißiger Jahren einen Schriftstellerverein, der auch ein eigenes Mitteilungsblatt herausgab. In diesem Blättchen wurden eines Tages die Bedingungen eines Preisausschreibens mitgeteilt, wonach die beste Leistung eines westfälischen Schriftstellers durch eine von einem in Holland lebenden Freunde des Vereins gestiftete Gabe von 100 Gulden und die Kopie eines holländischen Gemäldes, das abgebildet war, ausgezeichnet werden sollte.

Ehe die gesetzte Frist verstrichen war, kam das Dritte Reich. Lange hörte man nichts mehr von Müller-Frerich, bis ich ihn eines Tages auf der HansasträÙe traf. Neugierig wie immer und wohl auch, um anderen Themen auszuweichen, fragte ich ihn, wie eigentlich jenes von ihm verkünde-

te Preisausschreiben ausgegangen sei.

»Ach«, gab Müller-Frerich treuherzig Auskunft, »es sind damals so wenig gute Sachen eingereicht worden, daß ich mir den Preis selber zuerkennen mußte.«

Der Phönizier

Während der großen Vagabundentagung, die 1929 in Stuttgart stattfand, wurden auch Bilder von Hans Tombrock ausgestellt, so daß diesem, als er bald darauf nach Dortmund zurückkehrte, bereits der Ruf eines Vagabundenmalers vorausging. Solch ein Ruf verpflichtet und obwohl Hans Tombrock seine originellen Bilder ganz gut an den Mann zu bringen wußte, blieb er in seinem Äußeren doch der, der er stets gewesen ist.

Damals fand der Inhaber eines großen Modehauses Gefallen an den Bildern dieses Außenseiters. Aber nachdem er ihm bereits eine ganze Anzahl Bilder abgekauft hatte, fand er es doch genierlich, daß der von ihm Begönnerter nach wie vor in der abgerissenen Kluft eines Vagabunden herum lief. So kam es, daß Tombrock für sein nächstes Bild zwar kein Geld, wohl aber einen eleganten Anzug bekam.

Stolz wie ein Spanier stolzierte er in seiner neuen Kluft durch die Straßen. Doch so gut er in seinem Anzug auch aussah, er war nicht zum Kavalier geboren. Am nächsten Tage schon lief er wieder in seiner alten Montur herum.

»Was ist denn los?« fragten ihn seine Freunde. »Hast du den neuen Anzug schon versetzt?«

»Ne, verkauft«, antwortete Hänschen.

»Ja, warum denn das? Du sahst doch so gut darin aus. Wie ein Kapitalist!«

»Eben. Kein Mensch hat mir mehr was abkaufen wollen!« Um diese Zeit war es auch, daß Tombrock, der stets einen schwarzen Künstlerhut und lange Bartkoteletten trug, auf

dem Platz vor der Reinoldikirche von einem Fremden angesprochen wurde. »Sind Sie Spanier?« fragte der Fremde.
»Ne, Phönizier«, gab Tombrock zur Antwort.
Der Fremde machte ein Gesicht als habe er einen Frosch verschluckt, fragte dann aber doch: »Wieso, Phönizier?«
»Nun«, gab Hans Tombrock ihm zur Antwort, »ich habe zwei Jahre auf der Phönix gearbeitet.« (Phönix: Hüttenwerk in Dortmund-Hörde).

Nachwort

»Die westfälische Literatur hat [...] etwas gutzumachen an Erich Grisar«, schreibt Dieter Sudhoff in seiner Monographie *Die literarische Moderne in Westfalen*.¹ Die Kritik schließt dabei die bürgerliche Literaturrezeption ebenso ein wie die sozialistische. Die eine Seite wollte Grisar nicht als proletarischen Autor wahrnehmen und erkannte allenfalls sein Erzähltalent an, die andere bot dem Autor nicht jene Entfaltungsmöglichkeit, die er verdient gehabt hätte. Für Grisar war seine proletarische Gesinnung freilich oberste Lebens- und Schreibmaxime. Ihr opferte er mögliche Karrierechancen. Seinem Wohnort Dortmund blieb er fast lebenslang treu, wohl wissend, dass sich hier für ihn nur eingeschränkte Wirkungsmöglichkeiten auftraten. Unter anderen Voraussetzungen hätte sich das literarische Naturtalent Erich Grisar möglicherweise ganz anders entfaltet. Grisar stammt aus einfachsten Verhältnissen. Er wurde 1898 in Dortmund als Sohn eines Fabrikarbeiters geboren. Seinen Vater beschrieb er als schwierig, impulsiv, jähzornig. Das wenige Geld, das dieser nach Hause brachte, trug er oft ins Wirtshaus. Häufig war er auf Montage, ebenso häufig wechselte er die Arbeitsstelle. Auf der anderen Seite vererbte er seinem Sohn die sozialistische Gesinnung und führte ihn – sicherlich unwissentlich – an die Literatur heran. In einer Bücherkiste des Vaters entdeckte der junge Erich das Gesamtwerk Émile Zolas. Die Lektüre wurde ihm zwar untersagt, aber die Lust an der Literatur war geweckt. In der Bibliothek eines sozialistischen Arbeiterverbandes stieß er auf die Werke Jules Vernes, Friedrich Gerstäckers oder Canon DoYLES. Bald darauf las er alles, was ihm in die Finger kam.

Grisar hat all dies in seinem Erzählband *Kindheit im Kohlenpott* (1946) beschrieben. Mit einfachem, liebevollem Pinselstrich und anekdotisch gewürzt. Das Buch ist kein

politisches Pamphlet, keine Tendenzliteratur. Grisar gewinnt der Schilderung der katastrophalen Lebens-, Wohn- und Arbeitsverhältnisse sogar viele humoristische Seiten ab. Er versteht es, unterhaltsam zu plaudern, ist mit dem Leser gleichsam per Du. Und ein weiteres Moment fällt auf: Die Wahrhaftigkeit des Grisarschen Erzählens – ein Signum aller seiner Werke.



Aus Erich Grisars »Wanderbuch«, um 1920.

Grisar war, wie viele proletarische Schriftsteller, literarischer Autodidakt. Der Zugang zur höheren Bildung blieb ihm verwehrt. Gleichwohl hegte schon der 14-Jährige literarische Ambitionen. Er war, wie er in *Kindheit im Kohlenpott* schreibt, schon damals von der »Dichteritis« befallen. Diese artikuliert sich in Spottversen auf Lehrer und Originale aus dem lokalen Umkreis. Aber auch der Wahlsieg der Sozialdemokratie und der Bergarbeiterstreik 1912 wurden mit Versen bedacht.

Bald darauf endete die achtjährige Volksschulzeit. Im Sommer 1912 trat der 14-Jährige eine Lehre in einer Dortmunder Brücken- und Behälterbauanstalt an. Wenige Monate später musste er in die Fabrik. Und das hieß: Ein 12-stündiger Arbeitstag und zusätzliche zwei Stunden Wegstrecke zur Arbeit. Dennoch: Die Zeit zum Lesen knappste sich der Bücherwurm auch damals ab.

Sein weiterer Weg zur Literatur verlief über die lokale Kulturszene. Dortmund war damals die bedeutendste Bücherstadt Westfalens. Der dortige *Verein für Literatur und Kunst*, die *Literarische Gesellschaft Dortmund* und der *Dortmunder Immermann-Bund* boten regelmäßige Vorträge, Dichterlesungen, Rezitationsabende und Theaterbesuche an. Grisar war jedoch nicht nur Rezipient, sondern wurde selbst aktiv. Er begann, sich in der Bildungsarbeit der Gewerkschaften und in der *Jugendbewegung der Arbeiter* zu engagieren. Erste Veröffentlichungen in sozialistischen Blättern folgten.

Der Ausbruch des ersten Weltkriegs führte zu einem Einschnitt in der Biografie. 1916 wurde Grisar Soldat und schwer verwundet (vgl. die Erzählung *Schreie in der Nacht* in diesem Lesebuch). Die Erlebnisse der Kriegszeit machten aus Grisar einen entschiedenen Pazifisten.

1919 nach Dortmund zurückgekehrt, fand der gelernte Kesselschmied und Werkstattzeichner eine Anstellung in der Dortmunder Westfalenhütte. Es folgten Jobs in ver-

schiedenen Maschinenfabriken, Hüttenwerken und im Brückenbau seiner Heimatstadt.

Zwischen 1922 und 1924 versuchte sich Grisar als freier Schriftsteller, zunächst im hessischen Butzbach, dann in Leipzig, wo die meisten seiner frühen Bücher erschienen. Er kehrte jedoch nach Dortmund zurück, heiratete, gründete eine Familie. »Ob er sich in Leipzig oder gar in Berlin hätte durchsetzen können, bleibt spekulativ, da es voraussetzen würde, er wäre in der Lage gewesen, sich neue Stoffgebiete außerhalb der Industrie- und Arbeitswelt zu erschließen; in jedem Fall bedeutete die Rückkehr nach Westfalen einen weitgehenden Verzicht auf überregionale Wirkung. Mit der ‚Engstirnigkeit‘ der meisten ‚Heimatliter‘ darf diese ‚Erdverbundenheit‘ freilich nicht verwechselt werden: Davor bewahrte Grisar schon seine sozialistische Gesinnung [und] das Solidaritätsgefühl mit den ‚Arbeitern aller Länder‘«².

Grisar fand wiederum Anschluss an das rege literarische Leben vor Ort. Im *Verein für Literatur* kam er mit progressiven und politischen Tendenzen in Berührung. In verschiedenen literarischen Vereinigungen trug er eigene Texte vor. Er trat auch bei kleinen Happenings auf, die Paul Polte 1929 in Dortmunder Cafés inszenierte. Im Jahr darauf gab er seine Texte im Kabarett *Gruppe Henkelmann* zum Besten, das Paul Polte 1930 nach dem Vorbild sowjetischer Agit-Prop-Gruppen gegründet hatte. Das Ensemble existierte bis 1932 und gab seine Vorstellungen in einem überfüllten Wirtshaussaal in der Dortmunder Nordstadt.

Das hört sich wilder an, als es war. Schon vor dem Ersten Weltkrieg war Grisar dem *Deutschen Guttemplerorden* beigetreten, der sich zu einer abstinenter Lebensführung verpflichtet hatte. Eine Zeitlang redigierte er dessen Verbandsorgan, in dem er selbst Gedichte und kleine Anekdoten veröffentlichte. Auch in dieser Vereinigung trug er eigene Gedichte und Prosa vor. Später engagierte er sich in der

Bildungsarbeit der SPD und gehörte, neben namhaften Kulturpolitikern, einem *Bildungsausschuß für Groß-Dortmund* an. Dieser lud unter anderem Arno Holz, Ernst Toller und Heinrich Lersch zu Autorenlesungen nach Dortmund ein.

Zu erwähnen ist ferner die von Hans Tombrock gemeinsam mit Polte ins Leben gerufene kulturkritische Zeitschrift *Ruhrstadt*. Auch hier ist Grisar mit Beiträgen vertreten. Das Blatt brachte es Ende 1931, Anfang 1932, jedoch nur auf zwei Nummern.



Zeichnung Hans Tombrocks in Grisars »Wanderbuch«, 1929.

Zu diesem Zeitpunkt hatte Grisar bereits zahlreiche Bücher veröffentlicht. Sein Eintritt in die Literaturwelt war geradezu stürmisch erfolgt. Zwischen 1920 und 1926 waren in rascher Folge erschienen: *Morgenrot. Gedichte aus dem Felde* [1920], *Morgenruf. Gedichte* (1923), *Das Herz der Erde hämmert. Skizzen und Gedichte* (1923), *Gesänge des Lebens. Gedichte* [1924], *Das armende All. Gedichte* [1925], *Schreie in der Nacht. Ein Buch der Besinnung* (1925) sowie *Gedichte vom Kampf mit Not und Tod* [mit Alex Ante] (1926). Es handelt sich größtenteils um schmale Veröffentlichungen in kleinen, mehr oder weniger der Arbeiterbewegung nahestehenden Verlagen, von denen hier stellvertretend der Leipziger *Verlag für proletarische Freidenker* genannt sei.

Im Zentrum dieser Veröffentlichungen stand zunächst die Lyrik. Sie ist ganz vom pathetischen Sprachgestus des Expressionismus geprägt. Thema sind Fron und Faszination der Arbeitswelt, die teils in nüchtern-realistischen, teils in übersteigerten, dramatischen Bildern beschrieben wird. Eine motivische Verwandtschaft besteht zur Lyrik des 17 Jahre älteren Paul Zech, der sich allerdings formgewandter (jedoch nicht eindringlicher) präsentiert. Die Kritik bescheinigt Grisar eine klare Sprache und Authentizität des Gefühls.

Auch Grisar arbeitet an der Form. In *Das Herz der Erde* kommen knappe Prosaskizzen hinzu, in denen der Autor seinem kargen, reduzierten Stil treu bleibt. Er lässt jedoch auch Metaphysisches zu, auch Heimat- und Naturgedichte, die über den Bereich der Arbeiterdichtung hinausgehen. Seine Gedichte werden länger, epischer, auch der sonst bei ihm seltene Reim kommt vor. Mit seinen Naturgedichten »konkurriert Grisar unmittelbar mit der ‚bürgerlichen‘ Avantgarde seiner Zeit; erst recht gilt dies für seine Liebeslyrik, in der die subjektive Hinwendung zum ‚Du‘ die Außenwelt tendenziell auszuschließen sucht. [...] Hätte Grisar nur solche, fast schon experimentell anmutende und an die

Abbreviaturen eines August Stramm erinnernde Verse geschrieben [gemeint ist das Gedicht *Stummes Glück erblühler Sterne* [...], in: *Das atmende All*, S. 41], man würde ihn wohl zu den bedeutendsten Lyrikern Westfalens zählen dürfen. Der Blick auf das lyrische Gesamtwerk relativiert dieses Urteil jedoch rasch.«³

Literarhistorisch gesehen sind Grisars Gedichte, mit Blick auf den Expressionismus, Nachzügler. Dieter Sudhoff entkräftet jedoch den Verdacht des Epigontums damit, dass »Grisar sich mit seinen Gedichten ganz bewußt und mit konkreter Wirkungsabsicht an ein proletarisches Publikum wandte, das lange Zeit überhaupt vom aktuellen Kunstdiskurs ausgeschlossen war und erst sehr allmählich an den literarischen Errungenschaften der Moderne zu partizipieren begann. Bedenkt man die begrenzten Möglichkeiten des keineswegs genialischen und fest im ‚Kohlenpott‘ verwurzelten Autodidakten, so wird man seine Gedichte trotz mancher Vorbehalte doch zu den respektabelsten Leistungen einer Arbeiterdichtung rechnen können, die es mit der ‚bürgerlichen‘ Literatur sprachlich und formal aufzunehmen wußte und die allemal den Kitschidyllen heimattümelnder Wald- und Wiesenlyrik überlegen ist.«⁴ *Schreie in der Nacht* (1925) ist Grisars erster Erzählband mit zehn Kurzgeschichten. Der Untertitel lautet *Buch der Besinnung*. Aus handfestem Grund: Im Ruhrgebiet führte die französische Besatzung 1923 dazu, dass Teile der Arbeiterschaft einen neuen Krieg propagierten, um die »Schmach von Versailles« auszulöschen. Grisar hingegen vertritt in seinem Erzählband einen radikal pazifistischen Standpunkt. Er verzichtet auf jede schicksalhafte Mythisierung und Ästhetisierung des Krieges und führt in drastischen Bildern seine grausamen Folgen vor Augen. In seiner Zeit war Grisar mit einer solchen Position ein Außenseiter. Für Dieter Sudhoff hätte die Entwicklung der Weimarer Republik möglicherweise »einen anderen Gang genommen«,

wenn das Volk »statt der Masse nationalistischer und revanchistischer Schriften mehr derartige Bücher wie das des unbekanntenen Erich Grisar gegeben hätte und diese so viele Leser wie jene gefunden hätten. [...] Daß zu den allzu wenigen, die frühzeitig ihre Stimme gegen Krieg und Nationalismus erhoben, auch ein Westfale gehörte, verdient schon deshalb besondere Beachtung, weil ansonsten gerade die westfälische Heimatdichtung vielfach die später offizielle Blut-und-Boden-Ideologie antizipierte.«⁵

Mit *Heinrich Volkmann. Roman eines Arbeiters* legte Grisar ein Jahr später seinen ersten Roman vor. Er wandte sich damit dem damals populären realistischen Ingenieursroman zu (s.u.). Grisars Romandebüt erschien lediglich als Fortsetzungsserie in der Dortmunder Lokalpresse. Eine ähnlich große Leserschaft und Popularität erreichte Grisar mit seinen Brückenbauergeschichten, die erst sehr viel später in Buchform erschienen.

Mitte der 1920er, Anfang der 1930er Jahre wandte er sich einer weiteren populären Gattung zu: Den Arbeitersprechchören. Diese oratorienähnlichen politischen Massenspiele gelangten bei politischen Großveranstaltungen zur Aufführung. Sie waren fester Bestandteil der damaligen Arbeiter-Fest-Kultur und wurden von verschiedenen Organisationen der SPD und KPD propagiert. Die Spiele waren für Laien konzipiert. Im Gegensatz zum individualisierten Helden des bürgerlichen Theaters nahmen Sprechchöre die Hauptrolle ein. Grisar erkannte schon früh die volksbildnerischen und agitatorischen Möglichkeiten des Genres. In ästhetischer Hinsicht stellten sie für ihn keine Herausforderung dar. Sudhoff: »Eine ‚bürgerliche‘ Literaturkritik müßte ihm [Grisar] Epigonentum vorwerfen, und leicht wäre auch der Plagiatsvorwurf bei der Hand, besonders bei einem Vergleich mit einigen Stücken Schönlanks, die bis ins Personal hinein (‚dunkler Chor‘, ‚heller Chor‘) übereinstimmen. Ein solcher Vorwurf würde jedoch übersehen, daß es den Auto-

ren des agitatorischen Arbeitertheaters, als dessen konsequenteste Form der Sprechchor gelten darf, auch hinsichtlich ihrer Autorschaft nicht um den Erweis von Individualität ging, sondern einzig um einen möglichst massensuggestiven Appell zur Solidarität. Erfolgreiche Muster konnten bedenkenlos adaptiert und den eigenen Möglichkeiten sowie den äußeren Bedingungen angepaßt werden.«⁶

Grisars Sprechchor *Der Tag des Lichts* wurde 1926 in der Dortmunder Westfalenhalle vor 12.000 Personen mit großem Erfolg uraufgeführt. Seinen zweiten Sprechchor, *Opferung*, verfasste Grisar für das erste westdeutsche Jugendtreffen der Arbeiterjugendbündler 1926 in Köln. Er gelangte 1928 beim Dortmunder Reichstreffen der Sozialistischen Arbeiterjugend auf die Bühne. Weitere Aufführungen von Sprechchören Grisars sind nicht auszuschließen. Von Heydebrand zufolge kommt Grisar das Verdienst zu, die »neue, originär proletarische Dichtungsgattung ins literarische Spektrum« eingebracht zu haben.⁷ Verlegt wurden die Sprechchöre von spezifisch proletarischen Verlagen. *Opferung* erlebte dort drei Auflagen. Die nationalsozialistische Machtergreifung bedeutete das Ende dieser Aufführungsform.

Die Lektüre solcher Sprechchöre hinterlässt heute einen fast gruseligen Eindruck. Beispielhaft sei hier *Unser ist der Tag* (1924) vorgestellt. Es handelt sich um ein allegorisches, ekstatisches Spiel über die Verführbarkeit des Menschen, speziell des Arbeiters. Jener ist willkürlicher Spielball eines Peitsche schwingenden »Fronmeisters«. Der Tod und ein »Lustmeister« treten als weitere Verführer auf. Das Aufbegehren der Arbeiter gegen den Menschenschinder (Fronmeister) führt nicht wirklich zur Freiheit, sondern in ein Delirium von Rausch und ungezügelter Sexualität. Vergnügungen, so die Botschaft, werden dem Volk aufoktroziert, um es gefügig zu machen. Wirkliche Freude wird den Unterdrückten nicht zuteil. Grisar stellt prophetisch das

Schreckgespenst einer willenlosen Gesellschaft vor Augen, die sich billigen Surrogaten hingibt. Das an krasser Anschaulichkeit kaum zu überbietende Stück endet mit der Hymne *Brüder zur Sonne zur Freiheit* und findet so einen pathetischen Abschluss. Auch *Unser ist der Tag* erlebte 1931 eine Neuauflage.

Grisar engagierte sich auch organisatorisch in der damaligen Bühnenbewegung. Im 1927 gegründeten Verein der *Freien Volksbühne* war er Geschäftsführer und gehörte zugleich dem künstlerischen Ausschuss an. Er war außerdem Schriftleiter der von 1927 bis 1931 erscheinenden *Monatshefte der freien Volksbühne, Dortmund e.V.*, in denen der Theaterspielplan und einzelnen Stücke vorgestellt wurden. In diesem Kreis trat Grisar als Referent bei Vortragsabenden auf.

Grisars Romanschaffen setzt 1926 mit dem schon erwähnten Werk *Heinrich Volkmann* ein. Es trägt, wie später auch *Siebzehn Brückenbauer – ein Paar Schuh*, den Untertitel *Werkroman* und thematisiert die Auseinandersetzung des Menschen mit Technik und Maschine, darüber hinaus aber auch das Arbeitsleben selbst. Grisar zufolge war sein Vorbild Stendhals Roman *Rot und Schwarz* (1830).

Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa. Bilder und Berichte (1932) fokussiert wiederum eine andere schriftstellerische Facette Grisars. Das Buch mit einer Auflage von 6.000 Exemplaren dokumentiert sein journalistisches Talent. Es ist in einem nüchternen Beobachtungstil verfasst. Der Blick bleibt nicht an der Oberfläche haften. Vielmehr bezieht Grisar die sozialen Verhältnisse mit ein, operiert mit Zahlen, Fakten und statistischen Angaben. Im Vordergrund steht die menschliche Seite der von ihm besuchten Großstädte Amsterdam, Alkmaar, Antwerpen, Brüssel, London, Warschau, Lodz, Wicliczka, Prag, Venedig, Marseille, Barcelona und Paris. Dem Text sind zahlreiche Fotos unter anderem aus den Elendsvierteln in London und Mar-

seile beigegeben. Sie weisen Grisar als versierten Fotografen aus. Seiner Fotosammlung kommt heute ein besonderer kulturhistorischer Wert zu, weil Porträts von Menschen in Alltagssituationen aus damaliger Zeit Seltenheitswert besitzen. Grisars Fotosammlung im Bestand des Dortmunder Stadtarchiv wird zurzeit gesichert und digitalisiert.

Grisars literarische Umtriebigkeit fand durch die nationalsozialistische Machtergreifung ein abruptes Ende. Das literarische Leben in Dortmund wurde weitgehend gleichgeschaltet. Grisar gehörte nicht zu den vielen Arbeiterdichtern, die auf den neuen Kurs einschwenkten. Er wurde zwar nicht mit Schreibverbot belegt, vom NS-Kulturapparat jedoch vollständig isoliert. Ein vergleichbarer Autor, Walter Vollmer, der sich mit der NS-Doktrin arrangierte, stieg, obwohl mit geringerem Talent ausgestattet, zu einem erfolgreichen, mit Preisen bedachten Schriftsteller und Leiter der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund auf. In der Zeitschrift *Heimat und Reich*, dem Sprachrohr der NS-Kulturpropaganda jener Jahre, wurde Vollmer zur Stimme des Ruhrgebiets aufgebaut, während Grisars "Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa" 1938 auf die »Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums« gesetzt wurde. Seine Hoffnung, sich als freier Schriftsteller zu etablieren, war damit gescheitert. Während des Kriegs ging er wieder seinem erlernten Beruf als technischer Vorzeichner in einer Dortmunder Maschinenfabrik nach. Nur so konnte er den nötigen Lebensunterhalt für seine Familie verdienen und auch dem Fronteinsatz entgehen.

Immerhin konnten die beiden politisch unverdächtigen Titel *Siebzehn Brückenbauer – ein Paar Schuh* (1938) sowie die Erzähl-Sammlung *Monteur Klinkhammer und andere Brückenbauergeschichten* (1943) erscheinen. »Grisars innere Haltung blieb im Dritten Reich unverändert, aber er konnte sie nur noch in Gleichnissen und Symbolen [...] gestalten, d.h. in einer derart unverbindlichen Bildsprache, daß

sie selbst im Ungeist der Nazis mißdeutbar war, die unter anderen Vorzeichen ja ebenfalls Tugenden wie Gemeinschaftsgefühl, Arbeitsfleiß, Pflichterfüllung oder Beharrlichkeit propagierten. Auch solchen Mißverständnissen dürfte es zu verdanken sein, daß *Siebzehn Brückenbauer – ein Paar Schuh* und *Monteur Klinkhammer* bei allen Leserschichten erfolgreich waren, während die Rezeption der früheren Bücher wesentlich auf ein sozialistisch gesinntes Arbeiterpublikum beschränkt geblieben war.⁸

Besondere Zivilcourage bewies Grisar durch seine Kontakte zu Exilanten. Hierauf fußt seine bald nach dem Krieg herausgegebene *Anthologie deutscher Emigrantelyrik* unter dem Heine-Titel *Denk ich an Deutschland in der Nacht* (1946). In *Siebzehn Brückenbauer* bildet ein Trupp Arbeiter so etwas wie eine Schicksalsgemeinschaft. Aus allen Ecken des Landes, teilweise aus ganz Europa, kommt man zusammen, um einen (namentlich nicht benannten) Strom durch den Brückenbau gleichsam zu bezwingen. Jenem Strom wird fast dämonische Kraft zugesprochen. Der Brückenbau ist ein Ringen bis zum Äußersten, eine halsbrecherische Arbeit im Angesicht des Todes. Brückenbauer, so erfahren wir, sind raue Kerle, die anpacken, um Großes zu vollbringen. Über allem schwebt das Ethos harter, ehrlicher Arbeit, das Grisar einmal mehr anstimmt. Aus der Truppe sticht eine Person besonders heraus: Holtrup, ein Tatenmensch, breitschultrig, mutig, charismatisch. Er ist jedoch kein Heldenschon im Sinne der NS-Ideologie, sondern ein solidarischer Kumpeltyp, dem es um den Wert der Arbeit als solcher geht.

Siebzehn Brückenbauer – ein paar Schuh ist aus heutiger Sicht eher ein Jugendroman mit viel Action. Hierzu passen auch die vielen technischen Details. Schritt für Schritt wird beschrieben, wie die Truppe über ein Jahr lang an der Konstruktion der Brücke arbeitet und mit welchen Widrigkei-

ten sie zu kämpfen hat. Am Ende wird der Sieg über die elementaren Kräfte der Natur ausgiebig gefeiert.

Die Handlung ist eher schablonenhaft und schrammt oft nur knapp am Kitsch vorbei. Es ist viel Pathos im Spiel, das allerdings nicht in Rührseligkeit abgeleitet. Literarische Ambitionen stehen hintenan. Auch in *Monteur Klinkhammer und andere Brückenbauergeschichten* (1943) setzte Grisar auf kunstloses, volkstümlich-anekdotesches Erzählen.

Nach 1945 wurde Grisars Leben dadurch erleichtert, dass ihm der Dortmunder Bibliothekar Fritz Hüser eine Stelle als Auskunftsbibliothekar in der Dortmunder Städtischen Volksbücherei verschaffte. Hüser hatte bereits in den 1920er Jahren begonnen, Arbeiterliteratur zu sammeln – der Grundstock des heutigen Dortmunder "Fritz-Hüser-Instituts für Literatur und Kultur der Arbeitswelt" mit einer umfangreichen Grisar-Sammlung –, unter anderem auch die Werke Grisars. Die neue Tätigkeit erlaubte es Grisar, sich wieder mehr seinen literarischen Interessen zu widmen. Er war jedoch mit verschiedenen Sonderaufgaben wie dem Aufbau der umfangreichen Zeitungsausschnittsammlung betraut. Von der parallel wahrgenommenen Leitung der Lesehalle Marten wurde er 1948 vom Oberstadtdirektors freigestellt, um sein eigenes schriftstellerisches Schaffen intensivieren zu können. Wie ernst Grisar seine bibliothekarischen Aufgaben nahm, zeigen, neben etlichen literarhistorischen Zeitschriftenveröffentlichungen, seine Kompilationen *Arbeiter erzählen ihr Leben. Autobiographien und Romane aus dem Besitz der Städtischen Volksbüchereien* (1951), *Westfalen. Bücher zur Geschichte, Kultur und Wirtschaft des Landes unter besonderer Berücksichtigung des Ruhrgebiets. Ein Auswahlverzeichnis* (1955) sowie *Dortmund. Bücher zur Geschichte der Stadt, ihrer Bauten und ihrer Wirtschaft. Ein Auswahlverzeichnis* (1955), die jedoch nicht im Buchhandel erschienen.

1948 hielt Grisar vor dem Historischen Verein der Stadt einen Vortrag über die *Kulturellen Belange Dortmunds in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts*. Auch organisatorisch wurde er wieder aktiv. Schon Anfang 1946 versuchte er eine literarische Vereinigung nach dem Vorbild des *Ruhrland-Kreises* zu begründen, was jedoch scheiterte. 1952 beteiligte er sich an der Neugründung der *Literarischen Gesellschaft Dortmund*.

Grisar konnte bald nach 1945 wieder veröffentlichen. Er griff dabei auf Stoffe zurück, die teilweise schon vor 1933 entstanden waren. Dies gilt für den erwähnten Erzählband *Kindheit im Kohlenpott*. Bei der Lyriksammlung *Zwischen den Zeiten* handelt es sich im Wesentlichen um eine Wiederveröffentlichung von Gedichten aus den 1920er Jahren. Mit dem im Zweiten Weltkrieg entstandenen Roman *Die Holtmeiers*, ebenfalls 1946, griff er wieder einen sozialen Stoff auf, gestaltete ihn jedoch in Form eines Unterhaltungsromans. Der Roman beginnt wie ein Märchen. Der Knecht Christian erbt von einem Jungbauern, der seinen Hof wegen der Expansion der örtlichen Zeche aufgeben muss, ein Pferd und begibt sich damit, gemeinsam mit der Magd Karoline, auf Wanderschaft. Sie finden einen leer stehenden, baufälligen Kotten und richten sich hier ein kleines Paradies im Grünen ein. Christian findet Arbeit in der Zeche, und so lebt man artig, bescheiden, aber zufrieden ein stilles Leben. Als dem inzwischen verheirateten Paar der kleine Hans geboren wird und man sich inzwischen eine Ziege leisten kann, scheint das Glück vollkommen. An dieser Stelle liegt bereits ein Viertel des Romans hinter uns. Doch dann kommen Störgeräusche ins Spiel. Eine Wahrsagerin prophezeit beim Kartenlesen, dass ein Herzkönig in Karolines Leben treten wird. Und schon steht ein junger Steiger vor der Tür, den die junge Familie als Untermieter aufnehmen muss, um die inzwischen eingeforderte Pacht zahlen zu können. Die keusche Karoline entflammt für den

jungen Mann, der so ganz anders ist als ihr grob gestrickter Christian, der nichts als seine Arbeit kennt. Es kommt zu einer Liebesnacht, aus der, wie wir später erfahren, das Kind Karl hervorgeht. Unterdessen ereignet sich ein Grubenunglück. Der junge Steiger rettet Christian, büßt dabei aber sein eigenes Leben ein. Christian akzeptiert das fremde Kind und es kehrt wieder Ruhe und Frieden in die Familie ein, die sich peu à peu einen kleinen Wohlstand erarbeitet. Denn Christian ist inzwischen nicht nur unter Tage tätig, sondern hat mit seinem Pferd, das er abgöttisch liebt, ein kleines Fuhrunternehmen begründet. Doch dann wird Christian plötzlich krank und stirbt. Karoline übernimmt das kleine Fuhrunternehmen. Ihre Jungen gedeihen prächtig und man unterhält inzwischen einen kleinen Bauernhof, der auch schwere Zeiten überlebt, als die Zeche vorübergehend schließen muss. Hans wächst mehr und mehr in die Rolle seines Vaters hinein, während dem wissbegierigen Karl die Karriere eines erfolgreichen Ingenieurs und durch seine Liaison mit der Tochter eines erfolgreichen Fabrikbesitzers der soziale Aufstieg bevorsteht. Wie sein Bruder Hans ist er vom aufstrebenden Unternehmergeist der Zeit angesteckt. Doch schon steht eine neue Herausforderung vor der Tür: Der Erste Weltkrieg. Er stellt auch den allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung in Frage. Jener wird durch die Allgegenwart der nahen Zeche symbolisiert, die wie ein Dämon Macht über die Menschen ausübt. Mit Hans' und Karls Einberufung zum Kriegsdienst endet der Roman. Es dürften nicht wenige Leser gewesen sein, die sich eine Fortsetzung der Familiensaga gewünscht haben. Grisar lässt in *Die Holtmeiers* gut zwanzig Jahre hartes, entbehrungsreiches Arbeiterleben in Revier Revue passieren. Er erzählt wie immer routiniert und mit leichter Hand. Im Stile einer Chronik überwiegt der bedächtige, getragene, oft pathetische Ton. Über allem steht der Sinnspruch: »So ändern sich die Zeiten!« Eine Bewertung lässt der Autor

offen. Es gibt gute Unternehmer und rücksichtslose Ausbeuter. Es gibt fleißige Arbeiter und »Lauschepper«. Nimm dein Glück selbst in die Hand, lautet die Botschaft. Christian und Karoline sind hierfür leuchtende, tugendhafte Beispiele. Grisar singt ein weiteres Loblied der Arbeit, das bei ihm eng mit einem Pathos der Humanität verknüpft ist. Grisars nächster Roman, *Die Hochzeit in der Kesselschmiede*, drei Jahre später, beginnt mit einer Kirmesszene und endet mit einem Hochzeits-Festgelage. So turbulent ist der gesamte Roman, dessen Rahmenhandlung an einen Revuefilm erinnert – während ein Großteil der Binnenhandlung in einer Fabrik spielt. Hauptfigur ist mit Wilhelm Weitmann wiederum ein Tatenmensch ohne Fehl und Tadel. Auf der Dortmunder Kirmes lernt er Elise kennen und es »funkt« sogleich. Doch er verliert sie aus den Augen. Erst Tage später, bei einem erneuten Kirmesbesuch, sehen sie sich wieder. Dort hat Wilhelm allerdings ein anderes Mädchen im Arm, das er, als grundehrliche Natur, darüber hinwegtröstet, dass ihr Freund sie versetzt hat. Das erweckt Elises Eifersucht und sie will sich von ihm lossagen. Ihre Gedanken sind jedoch weiterhin bei ihm, auch als sie, dem Wunsch ihrer Mutter folgend, einem anderen ihr Ja-Wort zur Verlobung gibt. Jener ist jedoch ein Aufschneider, der sich zu guter Letzt als Spion in jener Kesselschmiede herausstellt, in der Wilhelm als Zeichner arbeitet. Solche und weitere Irrungen und Wirrungen lösen sich im Finale des Buchs in Wohlgefallen auf. Die Hochzeitsfeier von Wilhelm und Elise findet in der Fabrik statt, alle liegen sich fröhlich in den Armen. Dass Wilhelm seine Elise ausgerechnet bei einem Ausflug ins Münsterland wiedertraf und er überdies noch als Retter zur Stelle war, als sie bei einer allein unternommenen Bootsfahrt kenterte, passt zu einer ganzen Kette von Unwahrscheinlichkeiten, die eher der Komödie entlehnt scheinen als einem realistischen Sozialroman. Es wimmelt von Klischees und auch die Per-

sonen entsprechen Stereotypen, vom grundanständigen Hünen Wilhelm, der an einer Stelle sogar als »Gott« bezeichnet wird (S. 129), über die blonde Elise bis zu den Arbeitern und Bösewichtern, die auffallend häufig slawische Namen tragen. Es wirft nicht unbedingt ein gutes Licht auf den Verfasser, wenn er der Lichtgestalt Wilhelm bei dessen Suche im Telefonbuch folgende Worte in den Mund legt: »Fünfhunderttausend Menschen und sicher fünfzigtausend darunter, deren Namen man nur aussprechen kann, wenn man vorher eine heiße Kartoffel in den Mund nimmt. Verdammtes Kanakenvolk, geht es ihm durch den Sinn.« (S. 87)

Insgesamt suggeriert der Roman: Vier Jahre nach Kriegsende ist die Welt wieder in Ordnung. Auch in der Hierarchie des Industrieunternehmens. Dieses hat einen großen Auftrag in Südamerika an Land gezogen. Alle, von der Betriebsführung bis zum Arbeiter, krempeln die Ärmel auf, um das große Werk zu schaffen, was auch als eine Frage der Ehre aufgefasst wird. Überhaupt umgibt das Leben im Betrieb etwas Weihevolleres. Arbeit an sich ist, wie immer bei Grisar, eine fast heroische Tat. Über die Chefs »da oben« wird zwar mal gelästert, aber der soziale Friede ist nicht gestört. Und zum Schluss ist es der Direktor, der das Hochzeitsfest bezahlt, mit Bierfass, Spanferkel-Essen und viel Holdrio. In dieser Hinsicht ist der Roman noch meilenweit entfernt von der Sozialkritik in den Romanen Max von der Grün Anfang der 1960er Jahre. Grisar hatte anderes im Sinn. Er wollte, wie er sagte, »auf heitere und zugleich spannende Weise den Leser mit den großen Sorgen und kleinen Freuden des Arbeiters bekannt« machen.⁹

Zwischen den beiden genannten Romanen erschien mit *Die Tat des Hilko Boßmann* 1947 eine weitere Brückenbaugeschichte. Sie spielt 1945. Boßmann lädt unbewusst Schuld auf sich. Als überzeugter Jung-Nazi hat er eine Brücke gesprengt, um die Engländer kurz vor Kriegsende

aufzuhalten. Hierdurch kann der Arzt, der seine herzkranke Mutter pflegt, nicht rechtzeitig zu ihr. Sie stirbt. Nach dem Krieg schließt sich Hilko einer Truppe Brückenbauer an, um beim Neubau der Brücke mitzuhelfen. Doch es herrscht Sturmflut und die Deiche brechen. Die Brücke muss gesprengt werden, um eine Katastrophe zu verhindern. Hilko übernimmt die tollkühne Tat heimlich in einer Nacht- und Nebelaktion, auch um sich von seiner früheren Schuld zu befreien. Die Sprengung gelingt. Zugleich kommt es zu einem Happy-End mit seiner Jugendliebe. Auch diese rührselige Geschichte streift das Reich des Trivialen. Auch sprachlich. Die weihevollen Verherrlichung der Tat der Brückensprengung als gottgegebenes Schicksalswerk verschmilzt mit der Verherrlichung des charismatischen Hilko, der, einst schuldig geworden, auf den rechten Weg zurückgefunden hat. Dieter Sudhoff vertritt dennoch die Auffassung, dass die Erzählung »in nichts den ‚Kahlschlag‘-Geschichten von Heinrich Böll, Siegfried Lenz oder Wolfgang Weyrauch nachsteht«.¹⁰

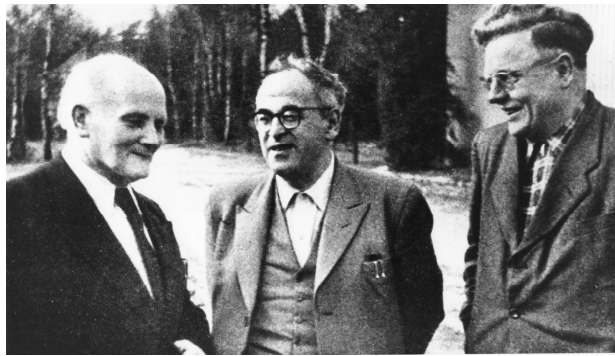
Ganz anderer Natur ist Grisars Anekdotensammlung *Der lachende Reinoldus* aus dem Jahre 1953. Es darf eher den Status einer Gelegenheitsarbeit beanspruchen, obwohl es dasjenige Buch ist, mit dem Grisar im literarischen Gedächtnis der Stadt Dortmund lebendig geblieben ist. Es handelt sich um eine Kompilation heiter-unschuldiger Nähkästchenplaudereien aus guter alter Zeit, die sich um Dortmunder Originale ranken. Eine Vielzahl davon stammt aus dem Kulturleben, wobei unter anderem Karl Prümer, Leonard Adelt und der Maler Hans Tombrock zu Wort kommen. Einen weiteren Schwerpunkt bilden kuriose Gerichtsszenen und Wirtshausgespräche. Die »alten und neuen Anekdoten aus einer alten Hanse- und jungen Industriestadt« (Untertitel) bezeugen einmal mehr, dass Grisar ein Mann des Volkes und in der lokalen Szene fest verwurzelt war. Ein Indiz hierfür ist nicht zuletzt der Ruhr-

gebiets-Slang, der Politikern, Pastören oder dem Nachbarn von nebenan in den Mund gelegt wird.

Sudhoff vermutete, dass Grisar durch die Aufarbeitung der heimischen Regionalliteratur zu dem Buch angeregt worden sei. Für ihn war es schwer vorstellbar, dass die mitunter auf Kalauerniveau stehenden »Dönekes« vom selben Autor stammten wie die kritischen Zeitgedichte aus den 1920er Jahren.¹¹

Nicht zur Veröffentlichung gelangte der Roman *Cäsar 9*, den Grisar 1945/46 abschloss. Er blieb, wie weitere Manuskripte (u.a. die Romane *Der Flug ins Abenteuer*, *Der große Brockhoff*, *Ruhrstadt*) bis heute unveröffentlicht. *Cäsar 9* war der Name eines Planquadrats, in dem sich während des Bombenkrieges die Stadt Dortmund befand. Der Roman spielt in den Jahren 1943 bis 1945 und beschreibt den Widerstand einer Arbeiterfamilie gegen die Nationalsozialisten, die Zerstörung der Stadt und das Leben zwischen Trümmern und Schutt. Wohl wegen dieser kritischen Tendenz fand der Roman keinen Verleger. Dies »ist leider nur zu begreiflich, nimmt er sich doch als Tatsachenbericht aus, in dem nicht nur unmißverständlich kritisiert wird, daß nach 1945 viele der Erfüllungsgehilfen des Dritten Reiches weiterhin in ihren Ämtern verblieben waren, sondern auch die Gesinnung derjenigen in Frage gestellt wird, die sich nun scharenweise als Nazigegner und Opfer ausgaben, nur weil es ihnen aus sekundären Gründen nicht gelungen war, während der zwölf Jahre ihren persönlichen Vorteil zu finden: ‚Manch einer, der vor einem guten Jahrzehnt froh gewesen war, als Kassierer bei einer Versicherung unterzukommen, war inzwischen zu ihrem Direktor emporgestiegen. Und wenn er ehemals vielleicht einmal davon geträumt hatte, daß er zum Bürgermeister oder auch nur Beigeordneten einer kleinen Stadt wohl taugen möge, glaubte er nun gar einen Landratsposten ausschlagen zu dürfen, wenn man ihm einen solchen anbieten würde. Aber

einstweilen gab es noch nichts auszuschlagen. Die neuen Herren zeigten große Lust, sich mit den Männern zu behelfen, die das Dritte Reich auf ihren Platz gesetzt«. ¹²
In quälendem und einzig angemessenem dokumentarischen Verismus schildert Grisar in drastischer Sprache unter anderem die Entdeckung eines Leichenfeldes im Dortmunder Rombergpark, wo die Gestapo noch in den letzten Kriegstagen hunderte ermordeter Widerstandskämpfer und Zwangsarbeiter verscharrte – ein authentisches Ereignis. Von diesen grauenvollen Verbrechen wollte niemand etwas wissen oder gar gewusst haben. Das war offensichtlich keine adäquate Lektüre für Leser, die nicht von der Vergangenheit eingeholt werden wollten.



Erich Grisar (rechts) mit Otto Wohlgenuth (links) und Bruno Schönlanke.

Rückschauend ergibt sich ein disparates Bild. Es zeigt einen Autor, der nur schwer greifbar ist. Er war auf vielen literarischen Feldern aktiv – und fasste dennoch nicht wirklich Fuß. Er war unentwegt tätig – auch als Organisator und Vermittler – und blieb dennoch einer unter vielen. Er war mit großem Talent gesegnet – und lieferte später mediokre Unterhaltungsware ab, um der sozialen Klasse, der er entstammte, adäquaten Lesestoff zu bieten. Ihn allein mit ästhetischen Kriterien messen zu wollen, wäre unter solchen Voraussetzungen ein falscher Maßstab.

Nach 1945 hatte Grisar kaum noch Resonanz. Ja, er wurde, ausgehend von der Anekdotensammlung *Der lachende Reinoldus* (1953), als humorvoller Plauderer disqualifiziert. Sein Frühwerk war damals schon ganz aus dem Blickfeld verschwunden. Es ist zu vermuten, dass er in der – sechs Jahre nach seinem Tod gegründeten – Dortmunder *Gruppe 61* eine literarische Heimat gefunden hätte (ähnlich wie der fast gleichaltrige Bruno Gluchowski, dessen Hörspiel *Der Durchbruch* plötzlich so etwas wie eine Leitfunktion für die Gruppe erhielt) – aber das bleibt müßige Spekulation. Grisars Unterhaltungsromane passten nicht mehr wirklich in die Zeit der Trümmerliteratur. Es fanden sich, wie Sudhoff hervorhebt, auch in der Region nur »wenige Leser, die sich wehmütig an die ‚gute alte Zeit‘ erinnern wollten«. ¹³ Bei seinem Tod 1955 war Grisar fast ganz vergessen. Es ist der Dortmunder Stadt- und Landesbibliothek zu danken, dass sie durch Gedenkausstellungen zum 75. und 80. Geburtstag das Andenken an diesen spannenden Autor lebendig hielt. Später waren es Autoren, die, nach einem Aufschwung der Regionalliteraturforschung, wieder auf Grisar aufmerksam machten. Ob Renate von Heydebrand, Dieter Sudhoff, Josef Jansen ¹⁴ oder Dirk Hallenberger ¹⁵ – sie alle rehabilitierten Grisar als »respektabelen« Autor. Auf diesem Wege fand er Aufnahme in die repräsentativen Anthologien von Dieter Sudhoff *Westfälische Erzählungen* ¹⁶

(1998) und Dirk Hallenberger *Wandel vor Ort*¹⁷ (2000). In den zahlreichen literarischen Anthologien zum Kulturhauptstadtjahr Ruhr 2010 wird Grisar allerdings nicht berücksichtigt.

In Sudhoffs Studie *Die literarische Moderne in Westfalen* sind ihm 46 Seiten gewidmet. Der Verfasser gelangt zu der Einschätzung, dass Grisars »Prosa mit einigen Einschränkungen durchaus eine Wiederentdeckung« verdiene.¹⁸ Renate von Heydebrand bricht eine Lanze für Grisars Lyrik: »Seine Gedichte gehören ohne Zweifel zu den respektablen Leistungen der Arbeiterdichtung, die es sprachlich mit der ‚bürgerlichen‘ Lyrik aufzunehmen sucht: Er verfügt über die Möglichkeiten des Reims wie der Reimlosigkeit, über das technische Vokabular seines Arbeitsbereichs und eine Sprache schlichter Erfahrung wie über eine unaufdringliche Rhetorik.«¹⁹ Auch der Gesamteinschätzung Heydebrands ist ohne Einschränkung zuzustimmen: Grundmotiv der Werke Erich Grisars sei »die Spannung zwischen dem Leiden unter den unmenschlichen Lebens- und Arbeitsbedingungen der hochindustrialisierten Ruhrstädte und der Liebe zur Heimat trotz alledem, die Bejahung des Lebens hier und jetzt: die Zukunftsperspektive einer menschlicheren befriedeten Welt hilft beide versöhnen. Mit dieser Motivik wie auch in der sprachlichen Darstellung heben sich diese Prosawerke nicht wesentlich über das durchschnittliche Niveau der Arbeiterdichtung hinaus; ihr Wert liegt in der Wahrhaftigkeit der verarbeiteten Erfahrung, jeder andere Maßstab wäre unangemessen.«²⁰

Im Dortmunder Stadtbezirk »Innenstadt-Nord« ist heute eine Straße nach Grisar benannt. Wenn heute überall in Westfalen viel über die Umbenennung von Straßen nachgedacht wird, sollte man auch an Erich Grisar als neuen, besseren Namensgeber denken. Er zählt zu den aufrichtigen Autoren, die sich nicht vereinnahmen ließen und ein klares Ziel vor Augen hatte. Er selbst hat dies 1922 wie folgt be-

nannt: »Ich hoffe, daß meine Arbeiten sich einen Platz in der sozialen Literatur sichern, und halte mich im übrigen daran, die Gefühle und Stimmungen der Klasse, der ich entstamme, zu gestalten. Einmal, daß der Klassenfremde den Arbeiter versteht, zum anderen, daß der Arbeiter Klassenbewußtsein, ja Klassenstolz bekomme.«

Anmerkungen

¹ Dieter Sudhoff: *Die literarische Moderne und Westfalen. Besichtigung einer vernachlässigten Kulturlandschaft*. Bielefeld 2002, S. 288.

² Ebd. S. 297.

³ Ebd., S. 303.

⁴ Ebd., S. 301

⁵ Ebd.

⁶ Ebd., S. 311.

⁷ Renate von Heydebrand: *Literatur in der Provinz Westfalen 1815-1945*. Münster 1983, S. 188.

⁸ Sudhoff (Anm. 1), S. 324.

⁹ So Grisar in: *Das Ruhrgebiet in der deutschen Dichtung*. In: Arno Scholz, Walther G. Oschilewski (Hg.): *Weg und Ziel. Ein Buch der deutschen Sozialdemokratie*. Berlin 1952, S. 141-145, dort S. 144.

¹⁰ Sudhoff (Anm. 1), S. 327.

¹¹ Vgl. ebd., S. 331.

¹² Zitiert nach *Cäsar 9. Ein unveröffentlichter Roman von Erich Grisar*. Bearbeitet von Dirk Buchholz. In: *Heimat Dortmund*, Essen, 1, 1995, S. 24-27, hier S. 26.

¹³ Sudhoff (Anm. 1), S. 327.

¹⁴ Josef Jansen: *Erich Grisar*. In: *Literatur von nebenan (1900-1945). 60 Portraits von Autoren aus dem Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen*. Hg. von Bernd Kortländer. Bielefeld 1995, S. 114-119.

¹⁵ Dirk Hallenberger (Hg.): *Industrie und Heimat. Eine Literaturgeschichte des Ruhrgebiets*. Essen 2000, S. 293-297.

¹⁶ Dieter Sudhoff: *Westfälische Erzählungen. Von Peter Hille bis Ernst Meister*. Bielefeld 1998. Mit Grisars Erzählung *Die Photographie* (S. 186-189).

¹⁷ Dirk Hallenberger (Hg.): *Wandel vor Ort. Das Ruhrgebiet in ausgewählten Erzählungen*. Bottrop 2007. Mit Grisars Erzählung *Die Zechentore* (S. 54f.).

¹⁸ Sudhoff (Anm. 1), S. 315.

¹⁹ Von Heydebrand (Anm. 7), S. 187.

²⁰ Ebd., S. 188.

Text- und Bildnachweise /Archiv

Textnachweise

Wandlung, in *Morgenrot*. Sulzbach/Oberpfalz: Verlag I.G. v. Seidel [1920], S. 25f. – *Großstadt, Die Fabrik, Vorstadt-wohnung, Und doch*, in: *Morgenruf*. Gedichte. Leipzig: Nuschke 1923. S.4, 7, 8, 19f. – *Der freie Tag, Wann?, Der Spuk im Kaffeehaus*, in: *Das Herz der Erde hämmert. Skizzen und Gedichte*. Leipzig: Verlag für proletar. Freidenker [1923], S. 37f., 41f., 43f. – *Die Fabrikuhr, Ich bewundere den Mann...*, *Ich bin, der Ansprüche stellt*, in: *Gesänge des Lebens. Gedichte*. Jena: Thüringer Verlagsanstalt [1924], S. 17ff., 35f., 62f.– *Leidenschaft, Ich hasse euch alle, ihr Menschen*, in: *Das atmende All. Gedichte*. Leipzig: Roter Türmer Verlag [1925], S. 50, 54 – *Schreie in der Nacht, Das Gewehr*, in: *Schreie in der Nacht. Ein Buch der Besinnung*. Leipzig: Freidenker-Verlag 1925, S.11ff., 55ff.–*In der Fabrik, Großstadtmädchen*, in: *Gedichte vom Kampf mit Not und Tod*. Dortmund 1926, S. 20, 24 – *Heinrich Volkmann. Roman eines Arbeiters*, in: *Dortmunder Generalanzeiger*. Fortsetzungsroman. Dortmund 1926 – *Der Dichter, Städte an der Ruhr, Arbeitslose vor dem Fabrikator, Platzanweiserinnen im Kino, London, Ruhrstadt, Im Café, Guter Rat an dichtende Zeitgenossen*, in: *Bruder, die Sirenen schreien. Gedichte für meine Klasse*. Hirsaul Württemberg: Die Arche 1931, S. 3, 4, 7, 18, 25, 28f., 33, 54, 60 – *Bei den Salzkumpels von Wieliczka*, in: *Mit Kamera und Schreibmaschine durch Europa. Bilder und Berichte*. Berlin: Der Bücherkreis 1932, S. 80-86. – *Auch Ruhrland ist Heimat, De Pütt, Im Lesesaal*, in: *Zwischen den Zeiten. Ausgewählte Gedichte*. Hamburg: Köhler 1946, S. 82, 32, 40 – *Burgmunda, Leihhausgeschichten, Nebenverdienste, Dichteritis*, in: *Kindheit im Kohlenpott*. Karlsruhe: Volk und Zeit 1946, S. 5ff., 45ff., 52ff., 104ff. –Textauszug aus: *Die*

Holtmeiers. Roman. Hamburg: Köhler 1946, S. 221-224 – *Biergeschichten*, *Man nehme...*, *Die Bowle*, *Technische Literatur*, *Der Literaturpreis*, *Der Phönizier*, in: *Der lachende Reinoldus. Alte und neue Anekdoten aus einer alten Hanse- und jungen Industriestadt*. Dortmund: Wulff [1953], S. 10f., 25, 45f., 84, 85, 93f.

Bildnachweise

Sämtliche Abbildungen und Cover-Vorlagen: Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt, Dortmund.

Archiv

Die Grisar-Sammlung im Fritz-Hüser-Institut für Literatur und Kultur der Arbeitswelt birgt wahre Schätze für jede weitere Grisar-Forschung und dokumentiert vor allem Grisars umfangreiches journalistisches Schaffen. Sie enthält zahlreiches unveröffentlichtes Material, so ein umfangreiches Typoskript *Der blühende Hammer. Ein Querschnitt durch die deutsche Arbeiterdichtung*. Ferner enthalten sind unveröffentlichte Gedichte und Kurzgeschichten aus Zeitungen und Zeitschriften, Verlagskorrespondenz, Stimmen über Grisars Werk etc. – Dank an Hanneliese Palm.

Grisars eigentlicher schriftstellerischer Nachlass und seine literarische Korrespondenz befinden sich in der Stadt- und Landesbibliothek Dortmund. Auch dieser Teil des Nachlasses ist noch weitgehend unaufgearbeitet und enthält unveröffentlichte Romane, Erzählungen, Gedichte sowie Teile der Korrespondenz. – Dank an Jens André Pfeifer.